Ro. germ.
1923 n - 13 Schrader

Agnes

oder

Geld und Ehre.

Roman

von

August Schrader.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von E. Wengler.
1863.

Erstes Kapitel.

Bekenntnisse.

Der Frühling hatte sich eingestellt. Die Sonne schien warm und gestaltete Blätter und Blüthen rasch zu einer Pracht, wie man sie zu Ende des Monats April nur selten gewahrt. Der Garten hinter der Curie, von Arbeitern sorgfältig gepflegt, glich in der Steinmasse der Häuser einer duftenden Oase. Die alten Kastanien und Linden, unter denen einst fromme Nonnen gewandelt, schützten nicht nur vor der Hitze, sondern auch vor den Blicken der neugierigen Nachbarn. Agnes, die junge Gräfin von Neumark, genas wunderbar in dem Blumenparadiese, das die Kunst in kurzer Zeit verschlossen. Stundenlang verweilte sie unter ihren Lieblingen, den Blumen, in deren Pflege sie sich mit dem alten Gärtner theilte, den die Mutter angestellt hatte. Der Leser hat diesen Gärtner in Wiborn kennen gelernt: es war Velten, der Freund des verunglückten Inspectors Burger. Da man die Gärten, die

er so lange bebaut, zu Feldern umgeschaffen, war er überflüssig geworden. Um nicht in seinen alten Tagen zu groben Arbeiten greifen zu müssen, hatte er das Dorf verlassen und sich nach der Stadt gewendet... Velten hatte den alten Justus auf der Straße getroffen und dieser hatte ihn seiner Herrin empfohlen, die einen tüchtigen Gärtner suchte. Daß Velten einst in Wiborn bedienstet gewesen, wußte die Gräfin noch nicht; Justus, der es ihr verschwiegen, hatte Gründe dazu, die wir bald kennen lernen werden. Man nannte den Alten „Andreas" und kümmerte sich nicht weiter um seine Vergangenheit. Goßler, der zuweilen Besuche in der Curie abstattete, hatte den Gärtner noch nicht gesehen.

Die Gräfin von Neumark lebte wie eine Einsiedlerin in der großen, volkreichen Stadt; sie empfing keine Besuche, stattete auch keine ab. Man hätte sagen können, sie sei todt für die Welt. Schon seit Jahren an ein stilles Leben gewöhnt, empfand sie auch das Bedürfniß nicht, mit Andern Umgang zu pflegen. Nur der Tochter wegen, der der Medicinalrath Zerstreuung angerathen, wäre es ihr lieb gewesen, wenn sich ein passender Umgang gefunden hätte. Sie sprach einst diese Ansicht dem alten Justus aus.

— O, rief der Greis, mir scheint, Fräulein Agnes hat eine Freundin gefunden.

— Eine Freundin? fragte erstaunt die Mutter.

Justus trat mit der Dame an das Fenster und zeigte in den Garten hinab.

— Wen sehen Sie dort in der Hauptallee?

— Agnes und jene Auguste, die vorhin eine Arbeit abgeliefert hat.

— An dieser Auguste findet unser Fräulein ein besonderes Wohlgefallen. Und das freut mich, denn das junge Mädchen hat auf mich einen ganz besondern Eindruck gemacht. Da gehen sie Beide, plaudernd wie Freundinnen, die sich lange kennen.

— Es ist wahr, flüsterte die Gräfin; diese Auguste besitzt eine Bildung, die weit über ihren Stand geht. Man müßte Erkundigungen über sie einziehen, ehe wir ihr die Absicht zu erkennen geben, sie an unsere Agnes zu fesseln, die eines erheiternden Umgangs dringend bedarf.

— Das kann wohl geschehen!

— Ihre Weigerung, sich uns näher bekannt zu geben, hat Bedenken in mir erregt. Sie kennen, Justus, meine Verhältnisse, die mir Vorsicht in jeder Beziehung zur Pflicht machen.

— Es ist wahr, gnädige Frau! Mir scheint, Auguste ist für die Beschäftigung, der sie obliegt, nicht erzogen . . . sie gehört ohne Zweifel einer guten Familie

an, die den Ruin ihres Vermögens verbergen will. Der Vater ist ihr gestorben, das wissen wir ... nun arbeitet die gute Tochter für die Mutter. Ich glaube, dies ist die Lösung des Räthsels. In den großen Städten findet man wunderbare Verhältnisse. Ich werde forschen, gnädige Frau, und Ihnen bald sagen, wer Auguste ist.

— Beobachten Sie mit Vorsicht, Justus.

— Gewiß!

— Ich möchte nicht, daß unser Verfahren irgend einen Verdacht durchschimmern läßt, der kränken muß.

— Sie wissen ja, daß Sie sich auf mich verlassen können.

Der Greis wollte sich entfernen.

— Justus! rief die Gräfin.

— Haben Sie mir einen Auftrag zu ertheilen? Ich gehe in die Stadt.

— Das Schweigen und Fernbleiben des Grafen macht mich besorgt. Suchen Sie zu erforschen, ob er sich noch in der Stadt befindet.

Justus versprach es und ging.

Wir treffen die beiden jungen Mädchen in einer Allee des Gartens, die von einer Mauer zu der andern führt.

Der alte Andreas arbeitete in der Nähe des Wohnhauses. Die Spaziergängerinnen befanden sich allein in

dem entlegensten Theile des ziemlich umfangreichen Gartens. Bis hierher war die Cultur noch nicht gekommen, der fleißige Gärtner hatte die Arbeit nicht überwältigen können. Mehr als funfzig Jahre mochten vergangen sein, seit der letzte Spaten hier die Erde gelockert, die letzte Hacke das Unkraut vertilgt hatte. Nesseln und Gestrüpp wucherten üppig auf den Beeten und an den Bäumen schlängelte sich wilder Epheu empor. Nur die Wege waren geordnet und mit Sand bestreut.

Agnes trug einen langen grauen Frühlingsmantel, der ihre ganze Gestalt einhüllte. Ein weißer Strohhut bedeckte ihr reizendes Köpfchen. Mit der zarten Hand stützte sie sich auf den Sonnenschirm, dessen Dienst durch den Schutz der Bäume überflüssig geworden.

Auguste trug immer noch tiefe Trauer. Hut, Umschlagetuch und Kleid waren schwarz. So einfach die Toillette, so reizend stand sie ihr.

— Sie wollen nicht bei Tische unser Gast sein? fragte Agnes.

— Wäre es mir möglich, ich würde die mich hochehrende Einladung annehmen. Die Mutter bedarf meiner Dienste; sie erwartet, daß ich mit dem Schlage Eins heimkehre.

— Jetzt schlägt es zwölf.

Die Uhr der nahen Pfarrkirche verkündete die Mit-

tagsstunde. Andreas legte sein Geräth bei Seite und verließ den Garten. Man sah ihn durch die Thür, die auf die Straße führte, verschwinden.

— Dort steht eine Bank, sagte Agnes, wir wollen ruhen.

Beide hatten sich niedergelassen. Ueber ihren Häuptern entfaltete ein knorriger Fliederstrauch sein frisches Grün. Wilder Epheu, der sich an dem Stamme emporrankte, verband die einzelnen Zweige zu einer Laube, die vor der Mittagssonne schützte. Der aufmerksame Andreas hatte das trauliche Plätzchen mit einer bequemen Bank versehen, denn er sorgte nach Kräften für die junge Herrin, die er rasch liebgewonnen.

— Kommen Sie doch täglich zu uns! begann Agnes. Offen will ich es gestehen, daß ich Sie lieb habe wie eine Jugendfreundin, obgleich wir uns erst seit kurzer Zeit kennen.

— Wie gütig sind Sie, liebes Fräulein! rief Auguste gerührt.

— Mit der zurückkehrenden Gesundheit fühle ich das Bedürfniß immer dringender, freudlichen Umgang zu pflegen.

— Ich stehe hoch in Ihrer Schuld ...

— Sprechen Sie das Wort „Schuld" nicht aus.

— Sie wissen nicht, wie groß die Wohlthat ist, die Sie mir erzeigt haben.

— Indem die Mutter Ihre kunstreiche Arbeit bezahlte?

— Ich kann Ihnen nicht genug dafür danken!

— Wir kommen da auf einen Gegenstand, der längst abgethan ist. Gut, ich will so anmaßend sein und Sie beim Worte halten. Sie sind also meine Freundin, die von jetzt an täglich mich besucht. Das ist mein Wunsch. Aber auch ich werde Sie besuchen, werde Ihre Mutter kennen lernen, an der Sie so mit großer Liebe hangen.

Auguste küßte der Freundin die Hand, dann rief sie:

— Sie würdigen mich eines Vorzugs, den ich kaum verdiene! Ich bin arm, muß den ganzen Tag arbeiten und für die Mutter sorgen, die keine andere Stütze als ihre Tochter hat...

— Ich habe mich noch nicht ausgesprochen, meine liebe Auguste! rief die junge Gräfin in einem Tone, der einen Anflug von Gereiztheit hatte. Glauben Sie denn, die Freundschaft, um die ich Sie bitte, sollte ein Opfer sein, sollte Ihnen Nachtheil bringen? Da habe ich des Geldes genug in meiner Toilette liegen, und kann es nicht verwenden. Die wahre Freundschaft theilt Freud und

Leid, warum nicht auch das Geld? Mein Gott, wie soll ich mich ausdrücken, um Ihnen klar zu machen, was ich über diesen Punct denke! Wissen Sie, Mademoiselle, daß Sie schwer zugänglich sind? Ich meine es so gut, und Sie stoßen mich zurück! Sie zwingen mich über Dinge zu sprechen, die der Erwähnung nicht werth sind. Ich möchte Ihnen zürnen ...

— Nein, liebes Fräulein, nein; sein Sie mir nur gut, recht gut, ich werde Ihnen eine mit Leib und Seele ergebene Freundin sein. Finden Sie Unterhaltung in meiner Gesellschaft, so werde ich sie Ihnen widmen ...

— Aber wie steht es mit Ihnen?

— Was wollen Sie sagen?

— Wenn Sie nicht gern kommen, wenn nur die Dankbarkeit Sie antreibt ... ich will von Dankbarkeit Nichts wissen ... wenn meine Person in Ihren Augen den Werth nicht hat ... Ich dringe nicht weiter in Sie!

Auguste konnte vor Rührung kaum in die Worte ausbrechen:

— Ich muß Sie ja verehren und lieben, denn Sie sind ein Engel an Herzensgüte und Großmuth! So oft ich kann werde ich Ihnen Gesellschaft leisten und jeden Dienst, den Sie fordern, verrichten. Eine ergebenere Freundin als mich sollen Sie nie finden!

Dies war der Anfang einer Freundschaft, die sich

treu bewährte. Auguste kam nun fast täglich in die Curie, die Mutter empfing sie stets wohlwollend, die Tochter mit inniger Freude. Agnes fühlte sich glücklich in dem Umgange mit der zartfühlenden und geistreichen Freundin. Mit Erstaunen bemerkte die Gräfin, daß Augustes Bildung die ihrer Tochter bei Weitem überragte; demnach wirkte der Umgang nicht nur erheiternd, sondern auch belehrend. Beide Mädchen standen in gleichem Alter, ein Umstand, der die gegenseitigen Sympathien erhöhte und befestigte. Die Gereiztheit in dem Wesen der Reconvalescentin milderte sich sichtlich und es trat jene Milde und Leutseligkeit wieder ein, die Agnes ganzes Wesen characterisirte.

Einst fragte die Gräfin den alten Justus:

— Haben Sie Erkundigungen über Augusten eingezogen?

— Es konnte bisher nicht geschehen, war die Antwort, ohne Aufsehen zu erregen. Es eilt damit nicht, meinte der Alte; ich bleibe bei der Ansicht: Auguste ist das Kind einer guten, aber unglücklichen Familie und wir können es schon wagen, ihr den Umgang mit dem Fräulein zu gestatten. Wir würden das liebe Mädchen verscheuchen, wollten wir Mißtrauen hegen und nach einer Legitimation fragen. Ich forsche unter der Hand

und werde Ihnen bald mehr sagen können. Folgen Sie meinem Rathe . . . ich kenne die Menschen.

Die Gräfin folgte wirklich dem Menschenkenner und um so lieber, als sie sah, daß Agnes sich glücklich fühlte und Auguste das Zutrauen verdiente, das man ihr schenkte. Justus schien indeß schon so viel zu wissen als nöthig war, seine Ansicht zu begründen. Eines Mittags öffnete er Augusten die Thür.

— Guten Tag, Fräulein von Soden! grüßte er freundlich.

Das junge Mädchen sah ihn bestürzt an.

— Erschrecken Sie nicht, murmelte freundlich der Greis. Ich weiß wer Sie sind; aber Agnes und die Frau Gräfin werden es nur dann erst erfahren, wenn wir Beide, Sie und ich, es für gut befinden. Sehen Sie mich nur an . . . ich habe Ihren armen Vater genau gekannt. Und darum weiß ich Ihr Benehmen zu würdigen.

— Herr Justus, ich fordere ihr Ehrenwort . . .

— Das ich Ihnen hiermit gebe.

— Es soll durchaus den Anschein nicht gewinnen, als ob ich einen eigennützigen Zweck verfolgte. Ich will hier genommen sein wie ich mich gebe.

—Das ist ein edeler Stolz, mein liebes Fräulein! Die Familie hat wohl Grund dem Baron von Kronfeldt

zu zürnen, ich weiß das. Und der Baron von Kronfeldt war der Vater meiner Herrin. Aber glauben Sie mir, Agnes' Mutter ist gut ... wenn sie erfährt, wer die Freundin ihrer Tochter ist ...

—Dann, Herr Justus, werde ich nie dieses Haus wieder betreten, so schwer mir auch die Trennung von der Freundin fällt. Daß ich mein Incognito einmal aufgeben muß, weiß ich; aber nur dann werde ich meinen Familien-Namen nennen, wenn die Zeit dazu gekommen sein wird. Die Noth hat mich zu der Frau Gräfin geführt, ich leugne es nicht ... aber Almosen verschmähe ich. Das bin ich der Ehre meines verstorbenen Vaters schuldig. Und müßte außerdem die Frau Gräfin nicht glauben, ich komme in unlauteren Absichten ...

— Nein, nein! rief der Greis.

— Ich will nützen, will mich dankbar bezeigen.

— Das können Sie, wenn Sie die Freundin unserer Agnes bleiben, die Sie wie eine Schwester liebt. Und damit Sie nun sehen, daß ich schweigen kann, theile ich Ihnen mit, daß ich Ihren Familien-Namen schon längst weiß. Meine Herrin, die sich für Sie lebhaft interessirt, mögte ihn gern wissen ... ich sage ihr ihn aber nur dann, wenn Sie es mir erlauben.

— Ich habe Ihr Ehrenwort!

— Das hält der alte Justus, wenn er in seiner

Jugend auch nur Unterofficier gewesen ist. Nächstens komme ich zu Ihrer Mutter, sagen Sie ihr das ... natürlich aber ohne daß es die Frau Gräfin erfährt. Ich habe mir so einen eigenen Plan gebildet ... Sie verstehen mich noch nicht ... Gehen Sie jetzt in den Garten, wo Agnes Sie erwartet. Daß ich plaudere fürchten Sie nicht ... ich werde nicht gegen mein eigenes Interesse handeln. Sie können uns noch große Dienste leisten. Glauben Sie mir, die Frau Gräfin ist sehr unglücklich ... Nun gehen Sie, mein liebes Fräulein, es wird sich Alles zum Besten gestalten.

Auguste traf die Freundin auf der Bank unter dem Fliederstrauche. Agnes legte rasch das Buch bei Seite, in dem sie gelesen, als sie die Schritte der Ankommenden hörte. Dann streckte sie ihr die Hand entgegen und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

— Sie haben gewiß wieder den ganzen Vormittag gearbeitet!

— Ja.

— Das sollen Sie nicht! rief Agnes unwillig. Sie besitzen Kenntnisse, die Ihnen mehr eintragen als mechanische Arbeiten, wenn Sie nämlich diese Kenntnisse verwerthen. Mutter wünscht, daß Sie mich täglich zwei Stunden in der Musik unterrichten ...

— O, wie gern erfülle ich diesen Wunsch.

— Und daß Sie uns die Bestimmung des Honorars überlassen.

Auguste erröthete leicht. Mit einem vielsagenden Blicke reichte sie der Freundin die Hand, die sie zu sich auf die Bank zog.

— Ich bin mit Allem zufrieden, was Ihnen Freude macht! flüsterte sie.

— Gott sei Dank, rief Agnes, Sie fassen endlich die Dinge richtig auf! Nehmen Sie mein Portefeuille; es enthält das Honorar für den nächsten Monat.

Und Agnes steckte ein Büchlein in die Maroquin-Tasche, die am Arme der Freundin hing.

Auguste wollte antworten; Agnes schloß ihr den Mund durch einen Kuß. Dann rief sie:

— Das haben Sie davon!

Die beiden Mädchen boten eine köstliche Gruppe, wie sie Arm in Arm auf der Bank saßen und sich zärtlich anblickten. Die junge Gräfin, zwar noch bleich, aber hold und freundlich, gab sich ganz dem Glücke hin, das die Freundschaft in jungen Jahren gewährt.

— Und nun ein ernstes Wort! flüsterte sie, sich der Freundin fester anschmiegend. Ich darf es wohl wagen, Ihnen mein Herz auszuschütten.

— Wem anders, wenn nicht mir? Aber Sie

erschrecken mich . . . Sie sind plötzlich traurig geworden.

— Auguste, ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mir schwer auf der Seele liegt. Der Mutter darf ich es nicht mittheilen . . .

— Warum denn nicht? Ihre Mutter ist so gut . . .

— Sie werden es leicht begreifen. Antworten Sie mir zuvor offen und unumwunden . . . aber belächeln Sie meine Frage nicht, ich stelle sie im völligen Ernst . . .

— Vergessen Sie nicht, daß ich Ihre aufrichtige Freundin bin!

— Als solche antworten Sie!

— Das schwöre ich Ihnen! versicherte Auguste feierlich.

Agnes neigte sich dem Ohre der Freundin zu und flüsterte ganz leise:

— Haben Sie schon die Liebe kennen gelernt?

Auguste fuhr zurück. Eine flammende Röthe bedeckte ihre zarten Wangen.

— Ach, meine liebe Freundin, stammelte sie verwirrt, das ist eine seltsame Frage! Aber ich will sie aufrichtig beantworten . . . ja, ich kenne die Liebe! Und meine Mutter weiß darum! fügte sie rasch hinzu

— Dann sind Sie glücklicher als ich! seufzte die junge Gräfin.

— Sprechen Sie sich aus, liebe Freundin. Herzensangelegenheiten sind für uns die wichtigsten, man muß sie reiflich berathen. Da Sie sich der Mutter nicht anvertrauen können, so bin ich da!

Agnes hatte sich umgesehen.

— Still, der Gärtner kommt!

Andreas, den Spaten auf der Schulter, trat hervor. Er reichte jedem der beiden Mädchen einen Blumenstrauß.

— Sie müssen sich damit begnügen, gnädiges Fräulein! sagte er treuherzig. In diesem Frühlinge war es mir nicht möglich, bessere Blumen zu ziehen; das nächste Jahr soll es anders aussehen in Ihrem Garten.

Er bedeckte sein greises Haupt und ging weiter, ohne auf den Dank der Beschenkten zu hören. Nach einer Minute war er zwischen den Büschen verschwunden.

— Der brave Mann! sagte Agnes. Er meint es gut, aber ich wollte doch, er hätte uns nicht gestört.

— Nun erzählen Sie, wir sind ganz allein.

Die junge Gräfin begann schüchtern:

— Wir haben lange in Straßburg gewohnt, wo ich Anfangs ein Pensionat besuchte und später durch eine Gouvernante unterrichtet ward. Cäcilie, so hieß die

Gouvernante, war mir nicht nur Lehrerin, sie war mir auch Freundin. Wir machten oft Spaziergänge durch die Anlagen der Stadt, da unserm Hause der Garten fehlte. Es war auch im Frühlinge wie jetzt . . . es war auch um Mittag und die Sonne schien warm wie jetzt . . . wir befanden uns in einem Baumgange, den wir, da er unser Lieblingsplätzchen war, schon oft besucht hatten . . . rings war es still und einsam, kein Spaziergänger zeigte sich . . . da trat uns plötzlich ein wild aussehender Mann entgegen, der berauscht zu sein schien. Mit schwerer Zunge forderte er eine Gabe . . . Cäcilie reichte ihm ein Geldstück . . . er wies es lachend zurück und forderte die ganze Börse. Auch diese ward ihm. Als er den Inhalt geprüft hatte, der ihm zu gering erschien, ward er wüthend. Er schlug mit dem schweren Stocke nach der Gouvernante. Diese wich ihm aus. Ich schrie laut um Hülfe. Nun wandte sich der Räuber gegen mich. Wüthend erfaßte er mich und zerrte mich, die ich laut schrie, dem nahen Flusse zu. Kein Mensch hörte oder sah den Frevel, der frech an mir verübt ward. Cäcilie war vor Schrecken niedergesunken und mir fehlte die Kraft, mich loszuwinden. Schon sah ich das Ufer, wenige Schritte noch, und es war um mich geschehen . . . ich bat den Räuber, er möge meine Schmucksachen nehmen, Alles was ich bei mir trüge . . . umsonst, die rohe

Faust zerrte mich weiter. Ich fühlte, daß ich emporgehoben und fortgetragen ward . . . Da donnerte eine Stimme „Zurück!“ Nun hörte ich Nichts mehr, ich hatte die Besinnung verloren. Als ich erwachte, lag ich dicht am Ufer auf dem Rasen. Cäcilie, die laut weinte, war um mich beschäftigt. Neben ihr kniete ein junger Mann, der seinen mit Wasser gefüllten Hut hielt, aus dem die Gouvernante mir die Schläfe netzte. Mein erster Blick traf die Züge des Fremden, der laut in die Worte ausbrach: „Gott sei Dank!“ Nun beruhigte ich mich, indem er mir versicherte, der Wegelagerer werde fern bleiben. Cäcilie war außer sich vor Freude; sie küßte dem jungen Manne, den sie meinen Retter nannte, die Hände und bat des Himmels Segen auf ihn herab. Sein Benehmen machte einen tiefen Eindruck auf mich; er wies den überschwänglichen Dank der Gouvernante zurück und pries sich glücklich, daß die Vorsehung ihn zur rechten Zeit an den Ort des Frevels geführt habe. Seine Kleider waren im Kampfe mit dem Räuber zerrissen und seine rechte Hand blutete. Er achtete dessen nicht, er setzte vielmehr seine Aufmerksamkeit für mich fort. Zunächst führte er mich an den belebten Theil der Promenade; dann holte er einen Wagen. Während dieser Zeit schilderte mir Cäcilie, wie der Fremde auf das Rufen aus dem Ge-

büsche gestürzt sei, den Räuber mit kräftiger Faust ergriffen und zu Boden geworfen habe. Der erbitterte Kampf sei damit geendet, daß der Räuber seinen Feind abgeschüttelt, eiligst die Flucht ergriffen habe und mit der Drohung sich zu rächen verschwunden sei. Nun kam mein Retter zurück. Er sah recht bleich und angegriffen aus. Seine Hand hatte er mit einem Tuche umwunden. „Da ist ein Wagen!" rief er eifrig. Ach, wie dauerte mich der arme Mann, der sein Leben für mich auf das Spiel gesetzt hatte. Er mochte krank sein, denn er zitterte am ganzen Körper. Und doch leuchtete sein Auge so froh über meine Rettung, daß ich den ganzen Umfang seiner Theilnahme begreifen konnte. Er bat mich um die Gunst, daß er sich später nach meinem Befinden erkundigen dürfe. Ich konnte es ihm nicht abschlagen; die Pflicht der Dankbarkeit trieb mich, ihm meinen Namen und meine Wohnung zu nennen. Auch versprach ich ihm mich von Zeit zu Zeit auf der Promenade zu zeigen. Der Wagen brachte uns nach Hause. Es gelang, der Mutter den Vorfall zu verbergen, die, wenn sie ihn erfahren, einen tödtlichen Schreck davon gehabt haben würde. Auch fürchtete ich den Befehl, meine Spaziergänge einzustellen, und das wäre mir schrecklich gewesen, denn ich sehnte mich danach, meinen Lebensretter wiederzusehen. Die Besorgniß, daß seine Wunde gefährlich

sei, ließ mir keine Ruhe. Am Tage dachte ich an ihn, Nachts träumte mir von dem bleichen jungen Manne mit den schönen schwarzen Haaren, die wie Ebenholz glänzten. Vorzüglich aber konnte ich den Blick seines großen ausdrucksvollen Auges nicht vergessen, der mir seine peinliche Angst um mein Leben angedeutet. Es ging eine wunderbare Veränderung in mir vor, die ich nicht beschreiben kann. Cäcilie merkte es wohl; sie rieth mir, an den Vorfall nicht mehr zu denken und den Fremden durch ein Geschenk abzufinden. Dagegen sträubte sich mein ganzes Wesen: ich sollte eine heroische That durch Geld lohnen! Nein, den braven Mann zu sehen und ihm in warmen Worten zu danken, das war mein Sinnen und Trachten. Und wenn ich bedachte, daß ihm die Ungewißheit über die Folgen des Vorfalls Sorgen bereiten, daß er mich für undankbar halten könnte, dann empfand ich eine Angst, eine Beschämung, die mir Thränen erpreßte. Cäcilie's Vorstellungen blieben wirkungslos; sie gab endlich nach und machte mit mir den ersehnten Spaziergang. Kaum hatten wir die Promenade betreten, als wir den jungen Mann sahen, der sich langsam auf und ab bewegte. Er trug den verwundeten Arm in der Binde. Hochachtung und Zuneigung erwachten zugleich in mir mit verstärkter Gewalt. Hätte der muthige Mann sein Wagniß nicht mit dem Leben büßen können? fragte

ich mich. Was wäre aus mir geworden, wenn der Fremde ein Feigling gewesen? der Verbrecher hätte mich beraubt und in den Fluß geschleudert, um sein Opfer für ewig zu verbergen. Und dann meine arme Mutter, die mich so grenzenlos liebte . . . ich konnte die schrecklichen Gedanken nicht weiter ausspinnen. Jetzt sah uns der Fremde. Seine Augen leuchteten, als er rasch sich uns näherte. Mit zitternder Stimme fragte er nach meinem Befinden. Cäcilie mußte statt meiner antworten, es war mir unmöglich, ein Wort über die Lippen zu bringen. Die Wunde schilderte mein Lebensretter als unbedeutend, nicht des Erwähnens werth; aber so eifrig sprach er seine Freude über mein Wohlbefinden aus, daß ich ihm unter heißen Thränen dankte. Meine Mutter hätte nicht besorgter um mich sein können. Wir gingen nun plaudernd durch die schattige Allee, die um die Mittagszeit nur wenig besucht war. Ich errang nach und nach so viel Fassung, daß ich nach dem Namen meines Beschützers fragen konnte. Er nannte sich Cäsar von Soden . . .

— Wie? fragte Auguste bestürzt.

— Cäsar von Soden. Doch, was ist Ihnen?

— Nichts, Nichts!

— Kennen Sie den jungen Mann?

— Ich habe ihn nie gesehen.

— Warum aber erschrecken Sie?

— Mir scheint, Sie haben unklug gehandelt . . .

— Unklug?

— Da Sie den Fremden nicht kannten, mußten Sie der Stimme Ihres Herzens Schweigen gebieten.

— Ach, ich habe es versucht! seufzte Agnes.

— Fahren Sie fort! Was wurde aus der Zusammenkunft?

— Als wir uns trennten drückte mir Cäsar ein Briefchen in die Hand . . .

— Und Sie nahmen es?

— Ich konnte ja nicht wissen, was er von mir verlangte.

— Was stand in dem Briefchen?

— Er bat mich um eine Unterredung ohne Zeugen.

— Ach, so stürmisch! rief Auguste, die sich bemühte ihre Ueberraschung zu verbergen.

— Zugleich versicherte er, daß er das Leben als eine Last abwerfen würde, wenn ich es verschmähe ihm Gehör zu schenken.

— Und nun schenkten Sie ihm Gehör?

— Ja; ich traf ihn in dem Dome, wo er mich zu sprechen gewünscht.

Auguste dachte an ihre eigene Zusammenkunft mit Alphons in der Kirche.

— Nicht wahr, fragte Agnes, die Wahl des heiligen Ortes sprach für Cäsars gute Gesinnung?

— Nun ja!

— Das sagte auch ich mir.

— Und Sie gingen nun ohne ihre Gouvernante zur Kirche?

— Cäcilie reis'te rasch ab, da sie auf Empfehlung der Mutter eine gute Anstellung erhielt. So ging ich denn allein zur Kirche. Es war um die Vesperzeit. In den hohen Hallen des Dom's dämmerte es schon. Hier und dort knieten andächtige Leute, die sich um die Ankommenden nicht kümmerten. Da sah ich Cäsar von Soden an einem Nebenaltare; er betete still zu dem Gekreuzigten. Indem ich an ihm vorübergehen wollte, bemerkte er mich. Schüchtern folgte er mir nun zu einem Betstuhle, in dem ich mich niederließ. Eine Säule entzog uns den Blicken der kleinen Gemeinde. Ich will Ihnen, liebe Freundin, das Gespräch nicht wiederholen, das ich mit meinem Lebensretter hatte ... als wir uns nach einer halben Stunde trennten nahm ich die Gewißheit mit mir, daß Cäsar mich liebte. Wir sahen uns nun oft in der Kirche und später, ich will es Ihnen gestehen, heimlich in unserm Hause, dessen bedeutender Umfang seine Besuche begünstigte. Cäsar zeigte sich nun als einen vortrefflichen, fein gebildeten

Menschen; jedes seiner Worte athmete Geist und Gemüth und seine Leidenschaft für mich wuchs mit jedem Tage. Ach und ich fühlte mich so glücklich, daß ich es kaum aussprechen kann. Kam mir auch zuweilen der Gedanke, Du hintergehst die Mutter, indem Du hinter ihrem Rücken Besuche empfängst, so entschuldigte ich mich damit, daß die günstige Zeit zur Entdeckung wohl kommen würde. Habe ich wirklich eine Sünde begangen, so mag sie mir der liebe Gott verzeihen, der mir die Liebe zu meinem Lebensretter in das Herz gepflanzt. Cäsar sagte mir, daß er unter der Botmäßigkeit eines harten Onkels stände, dessen großes Vermögen er einst erbte. Er müsse die Launen des kranken Mannes ertragen, um sich das Vermögen zu erhalten, denn er selbst sei eine Waise und arm. Er wolle aber nach und nach den Onkel vorbereiten und dieser sollte mit der Mutter sprechen. Wir hatten ja auch noch Zeit, fügte die Erzählerin rasch hinzu, denn wir waren beide jung. Bei dem einsamen Leben, das die Mutter führte, fand ich eine heilsame Zerstreuung in dem Umgange mit Cäsar. Da trat plötzlich ein Verhängniß zwischen uns... Cäsar theilte mir mit, daß er verreisen müsse, um eine dringende Familienangelegenheit zu ordnen. Den Tag seiner Rückkehr konnte er nicht bestimmen, aber er versprach sich zu beeilen. Wir nahmen unter Thränen Abschied und

schworen uns ewige Treue. Dies war gegen die Mitte des Sommers. Nun begann für mich eine traurige Zeit; ich fühlte erst wie theuer mir Cäsar war, als ich ihn fern von mir wußte. Hätte mich die Hoffnung auf das Wiedersehen nicht ermuthigt, das ich mir köstlich ausmalte, ich würde Tag und Nacht geweint haben. Es gelang mir, der Mutter ein fröhliches Gesicht zu zeigen und so ging Alles gut. Aber Cäsar blieb aus und ich begann zu kränkeln. Die besorgte Mutter wechselte zu meinem Entsetzen den Wohnort. Als wir hier ankamen ward ich von der schweren Krankheit befallen, die mich fast den ganzen Winter an das Bett fesselte. Mein Leiden mochte es wohl bewirken, daß das Gedächtniß mich verließ ... ich lebte in einer eigenen Ideenwelt und Cäsar kam mir wie das Gebilde eines Traumes vor, den ich einmal vor langer Zeit gehabt. Daß er mich vergessen, nehme ich nicht an, wohl aber, daß er nach Straßburg gekommen, als wir schon abgereis't waren. Wohin wir uns gewendet hat er nicht erfahren können, und darum muß ich mir einbilden, daß er in der größten Sorge um mich lebt. Ich habe es versucht, die Erinnerung an ihn zu verbannen und mich mit Vernunftgründen zu trösten; aber wenn ich so allein im Garten bin, wenn ich den Sonnenschein, die grünen Blätter und Blumen sehe, dann erwacht eine wunderbare Sehnsucht,

die ich vergebens zu bekämpfen mich bemühe. Mir wird das Herz schwer, ich muß weinen und das Bedürfniß nach Mittheilung drängt sich mir gewaltsam auf. Jetzt kennt die Freundin die Geschichte meines Herzens . . . was soll ich thun, was beginnen? Cäsar kann mich für treulos, für undankbar halten, und da er mich so innig liebt, wie er durch die heiligsten Betheuerungen versichert hat, muß er in einem Gemüthszustande leben. . . Ach und ich bin doch schuldlos an der Trennung!

Agnes weinte.

— Haben Sie eine Correspondenz verabredet? fragte Auguste.

— Nein.

— Sie haben auch keine vertraute Person in Straßburg?

Die Weinende schüttelte das Köpfchen.

— Fassen Sie sich in Geduld, liebe Freundin!

— Das habe ich mir schon oft selbst gesagt.

— Denken Sie an Ihre gute Mutter, die vielleicht Ihre Liebe nicht billigt. Die Zeit wird den Schmerz lindern und endlich verscheuchen . . . Ich weiß wirklich kein Mittel . . . Auch täuschen Sie sich wohl . . . Das was Sie für Liebe halten ist doch wohl nur Dankbarkeit und Mitleiden mit dem jungen Manne, der eine leichte Wunde davongetragen.

Agnes hatte langsam ein kleines Bild aus der Tasche geholt.

— Hier ist sein Portrait! flüsterte sie.

Auguste betrachtete die saubere Photographie, die zwar eben kein schönes, aber ein ausdrucksvolles Männergesicht zeigte. In den großen Augen lag eine Art Schmachten, das nie ihres Eindrucks auf die Frauen verfehlt. Feine Lippen bildeten einen schönen Mund. Langes Haar hing schlicht auf die Schultern herab. Die Stirn, breit und eckig, verrieth den Denker. War die Nase auch groß, so verunstaltete sie doch das Gesicht nicht, das man durchaus nicht zu den gewöhnlichen zählen durfte. Ein schwarzes Bärtchen über der Oberlippe verlieh ihm einen eigenthümlichen Reiz. Auguste mußte sich sagen, daß dieser Mann wohl eine Leidenschaft erwecken konnte, zumal wenn er moralische Vorzüge besaß, wie sie Agnes geschildert hatte.

— Wir kommen schon noch zu einem Entschlusse, sagte Auguste, das Bild zurückgebend. Wenn Herr Cäsar Sie wirklich liebt, so wird er Ihren Aufenthalt zu erforschen und sich Ihnen zu nähern suchen. Sie haben ja nur eine Stadt, und nicht die Erde verlassen. Kommt er, so rechtfertigen Sie sich durch die einfache Darlegung des Geschehenen und er muß sich zufrieden erklären. Ich sehe keinen Grund, der Sie traurig stimmen könnte.

Nun kommen Sie, meine liebe Freundin, wir beginnen sofort unsere Musik-Lectionen, denn wir haben bis zu Tische noch länger als eine Stunde Zeit. Die Musik schafft Freudigkeit des Gemüths, und dieser bedürfen Sie zur vollen Kräftigung Ihrer Gesundheit. Ihr Herzensgeheimniß werde ich bewahren als ob es mein eigenes wäre. Denken Sie an Ihre gute Mutter und vertrauen Sie dem lieben Gotte, der Alles wohl macht!

Die beiden Mädchen gingen Arm in Arm dem Hause zu, stiegen langsam die Treppe hinan und betraten das Wohnzimmer. Gleich darauf hörte die Gräfin, die in ihrem Boudoir arbeitete, Beethoven's Egmont-Ouvertüre vortrefflich vortragen.

— Dem Himmel sei Dank! rief die Mutter. Meine Tochter ist dem Leben, der Freude zurückgegeben!

Zweites Kapitel.

Frau Anna.

Goßler war seit dem Besuche, den er der Gräfin von Neumark abgestattet, ein anderer Mensch geworden. Körperliche Trägheit und geistige Erschlaffung schien er nicht mehr zu kennen. War es doch als ob sein Leben eine bestimmte Richtung erhalten, als ob er ein Ziel gefunden hätte, das zu erreichen er sich zur Aufgabe gestellt. Von seinen körperlichen Leiden sprach er nur wenig noch; befragte man ihn, so versicherte er, die vom Medicinalrathe angeordnete Kur bewirke ein wahres Wunder, er fühle sich kräftig und mit der Kraft kehre auch die Freudigkeit des Gemüths zurück. Frau Anna, die Wirthschafterin, betrachtete ihn mit Mißtrauen. Sie suchte ihn mit der ihr eignen Schlauheit auszuforschen; aber Eberhardt Goßler wußte so geschickt auszuweichen, daß die Witwe fast in Verzweiflung gerieth. So ging das vertrauliche Verhältniß zwischen Beiden nach und nach in Gleichgültigkeit über und der Rentier spielte den Herrn wie zu-

vor. Anna weinte oft vor Zorn. Man wird dieses Weinen erklärlich finden, wenn man bedenkt, daß die arme Frau, die sich bald am Ziele ihrer Bestrebungen wähnte, nun so weit zurückgeschleudert ward, daß ihre schönsten Hoffnungen zerrannen. Goßler, der an Leib und Seele Genesende, dachte nicht mehr an sein Testament; er gab sich den Freuden der Tafel hin und spottete nicht selten über den Tod, den er in Wiborn gefürchtet hatte. Beregte Frau Anna die frühere Wirthschaft auf dem Gute, um Warnungen vor gewissen Menschen in das Gespräch einfließen zu lassen, so bedauerte Goßler den Tod des Inspectors, der nach seiner Meinung viel zu hart bestraft sei. Auch fragte er nach Christinen, der Witwe des Verunglückten, und wußte Anna keine Auskunft zu ertheilen, so ward er mißmuthig. Das war eine bedenkliche Wendung der Dinge.

Einst hatte Goßler das Haus verlassen, ohne, wie schon oft geschehen, das Ziel seines Ganges anzugeben. Da kam der Commisionsrath Jäger. Frau Anna führte ihn in das Empfangszimmer.

— Schon wieder ausgegangen? fragte der Geldmann.

— Vor einer Viertelstunde

— Wohin?

— Ich weiß es nicht! antwortete Anna mit einem Seufzer.

Nun schilderte sie das Benehmen ihres Herrn so umständlich, daß Jäger die Situation klar überschauen konnte.

— Was halten Sie davon? fragte traurig die Wirthschafterin.

— Ich glaube den Einfluß des Justizraths zu bemerken.

— Brand betritt wenig unser Haus.

— Das eben macht mir ihn verdächtig. Empfängt Goßler Briefe?

— Nein.

— Besuche?

— Eben so wenig.

— Beobachten Sie ihn, liebe Frau, ohne ihn zu etwas bewegen zu wollen. Stellen Sie sich völlig gleichgültig und ändern Sie Ihr Benehmen nicht. Ueber den Justizrath verlieren Sie kein Wort mehr. Ich werde bald erfahren, wohin Goßler geht. Ereignet sich etwas, das ich wissen muß, so kennen Sie den Weg auf dem es zu mir gelangt.

— Gut, Herr Commissionsrath.

— Wenn Sie die Ausdauer behalten, liebe Frau, so erreichen wir sicher unser Ziel.

— Ach, es wird Zeit, mein bester Herr, meinte die Witwe. Ein Leben, wie ich es führe, wird mir nach und nach zur Last. Ich fürchte, Goßler kündigt mir bald den Dienst.

— In diesem Falle nehmen Sie die Kündigung an und setzen mich davon in Kenntniß. Uebrigens wird es dahin nicht kommen. Goßler durchbricht zwar die Schranken, die wir um ihn gezogen haben, aber er wird bald zu seiner gewohnten Lebensweise zurückkehren. Hat sich Friederike ihm schon genähert?

— Hier im Hause ist sie noch nicht gewesen.

Jäger hatte die Frau einige Augenblicke forschend angesehen.

— Anna, wir sind lange befreundet und können gegenseitig uns wohl vertrauen ... wenn Sie sich irgend eines Umstandes erinnern, der die Erreichung unseres Zieles fördern kann ... jetzt ist es Zeit, daß Sie mir ihn mittheilen.

Die Wirthschafterin sah den Commissionsrath erstaunt an.

— Ich begreife Sie nicht! flüsterte sie, den Kopf schüttelnd.

— Denken Sie an das Codicill, das Ihr Mann für den verstorbenen Goßler angefertigt hat. Haben Sie durchaus keine Vermuthung?

— Nicht die geringste, lieber Herr! Warum sollte ich sie Ihnen verschweigen? Mein Aerger ist groß, daß ich mich damals nicht mehr um die Dinge gekümmert habe, die in dem Schulhause vorgingen. Hätte ich damals vermuthen können, daß sie einst mir wichtig werden würden . . .

— Gut, gut! unterbrach sie Jäger. Nun ertheile ich Ihnen den Rath: geben Sie unserm Hypochonder leise zu erkennen, daß Sie eine gewisse Anweisung gesehen und die Hoffnung hegen, sie beschaffen zu können. Er muß Sie fürchten, da er aufgehört hat Sie zu beachten. Verstehen Sie mich? Goßler ist für seine Ehre ebenso besorgt als für sein Vermögen. Wie er den tödtlich haßt, der sie ihm zu rauben sucht, wird er dem danken, der sie ihm erhält. Sie werden ihm, wenn es sein muß, das Schriftstück einhändigen, natürlich gegen ein angemessenes Legat. Verstehen Sie mich auch recht? Ich bringe Ihnen die Anweisung . . . der Umstand, daß Goßler sie aus Ihrer Hand empfängt, wird ihm die Echtheit derselben verbürgen. Mag nun Ihr Mann das Document angefertigt haben oder nicht . . . wir schaffen ein solches herbei. Goßler hat sein Betragen geändert, wir ändern unsere Taktik. Beginnen Sie heute noch zu sondiren und theilen Sie mir bei meinem nächsten Besuche die Wirkung des neuen Verfahrens mit.

Ein Handschlag besiegelte den Pact, den die beiden würdigen Personen abgeschlossen.

— So sei es denn! dachte die Wirthschafterin, als sie allein war. Jäger ist schlauer als ich, und darum will ich seinem Rathe folgen. Soll ich denn den besten Theil meines Lebens fruchtlos geopfert haben? Ich habe die Launen des Griesgrams geduldig ertragen, habe ihn, wenn er krank lag, Tag und Nacht gepflegt, habe oft geduldig seine Behandlung ertragen, die jede andere Frau verscheucht haben würde . . . davon will ich wenigstens ein Kapital haben, das mir für meine alten Tage ein ruhiges und bequemes Leben sichert. Dienen kann und mag ich nicht lange mehr . . . Goßler hat keine Erben, er soll mir das Vermögen hinterlassen, das er durch Schurkereien an sich gebracht. Und ich habe ein Recht dazu, ich, die treue Pflegerin.

Sie ging, um den Mittagstisch vorzubereiten.

Goßler blieb heute lange; er kam erst gegen drei Uhr zurück. Kaum hatte er das Zimmer betreten, als er das Auftragen der Speisen befahl.

— Das kann geschehen! entgegnete die Wirthschafterin. Aber wundern Sie sich nicht, wenn die Gerichte nicht besonders schmecken.

— Warum nicht? fuhr der Rentier auf.

— Weil Sie eine Stunde gestanden haben. Um zwei Uhr ist die festgesetzte Essenszeit . . .

— Anna, wollen Sie mir Vorschriften machen?

— O nein!

— Das würde ich auch nicht dulden! Ich will frei und unabhängig leben, will nicht der Knecht der Stunde und der Wirthschaft sein.

Anna war erstaunt über diese kategorische Erklärung. Murmelnd ging sie hinaus, um die Speisen zu holen.

— Die Frau wird übermüthig! dachte Goßler, der sich an den Tisch gesetzt hatte. Sie wagt es mir Vorwürfe zu machen, wenn ich nicht pünktlich heimkomme... das muß anders werden!

Er sah so lange sinnend auf den Teller, bis Anna ihm die Suppe vorsetzte.

— Gesegneten Appetit! sagte sie, ihrer Gewohnheit gemäß, aber heute in einem gereizten Tone.

Der Rentier antwortete mürrisch:

— Danke! Es wird schon schmecken, denn mich hungert.

Und er begann hastig zu speisen.

Die Witwe saß ihm gegenüber. Der Zorn hatte ihr rundes Gesicht geröthet. Mit zitternder Hand empfing sie die Speisen, die eine Magd aus der Küche brachte. Beide schwiegen lange Zeit. Goßler speis'te

mit einer Seelenruhe, die man an ihm nie wahrgenommen. Er lächelte selbst zuweilen als ob ihn heitere Gedanken beschäftigten, als ob er der Umgebung sich kaum bewußt sei. Das ärgerte die Wirthschafterin.

— Jetzt ist es Zeit, dachte sie, einen Wink fallen zu lassen. Der Mann wird übermüthig.

Nachdem sie einige Augenblicke überlegt begann sie ruhig, als ob durchaus Nichts vorgefallen:

— Ich bin in der Stadt gewesen!

— So?

— In der Straße begegnete mir Ihre Schwester, die, wie ich vermuthe, jetzt in der Stadt lebt.

— Wohl möglich! meinte Goßler, der nach dem Glase griff, trank und das Glas wieder füllte.

— Die Frau Gräfin, die an der Seite eines jungen Officiers ging, schien mich erkannt zu haben, denn sie warf mir einen so grimmigen Blick zu als ob sie mich durchbohren wollte. Ich kann wohl sagen, daß der Blick mich erschreckte. Was will die Frau von mir? Ich habe ihr nicht das geringste Leid zugefügt.

Goßler leerte zum zweiten Male sein Glas.

— Das glaube ich wohl! rief er.

— Es sollte mir sehr unangenehm sein, wenn das zufällige Begegnen Folgen hätte . . .

Der Rentier sah seine Wirthschafterin mit durchdringenden Blicken an.

— Was für Folgen? Ich stehe zu Friederiken in keiner Beziehung mehr, auch bin ich ihr Verbindlichkeiten nicht schuldig!

— Aber die Frau Gräfin glaubt es, sagte Anna gleichgültig. Sie ist nun einmal erbittert und wird Alles hervorsuchen, um mit Ihnen anzubinden.

— Mag sie, ich fürchte sie nicht! Es giebt schon Mittel, das übermüthige Weib in Schach zu halten. Sie thun nicht wohl, Anna, mich daran zu erinnern ... wollen Sie mir den Appetit verderben?

Frau Anna lächelte gutmüthig:

— O nein, mein Bester! Sie wissen ja, daß mir Ihr Wohl stets am Herzen liegt. Wären Sie mir gleichgültig, ich würde wahrlich nicht so viel Geduld mit Ihnen gehabt haben.

— Nicht übel, meinte Goßler, der seine Aufwallung niederkämpfte, nicht übel. Frau Anna hat mir demnach aus Mitleiden gedient ... Da mache ich ja eine saubere Entdeckung! Bin ich denn ein Gegenstand des Mitleides? Das ist viel, zu viel! Ich liebe Offenheit, so lange sie nicht zu weit geht ...

— Sie brechen die Gelegenheit, mit mir zu hadern, vom Zaune!

— Ich verlange Respect, nichts weiter. Die mir geleisteten Dienste bezahle ich, und zwar so gut, daß Sie sich nicht darüber beklagen können. Wohlthaten verlange ich nicht, am wenigsten von meinen Domestiken.

Und der Rentier verzehrte hastig eine der Pasteten, die vor ihm lagen.

— Ah, dachte Anna, der Justizrath hat ihn gut bearbeitet; nur er hat die Umwandlung dieses Narren bewirkt, kein Anderer. Jetzt werde ich dem Umgewandelten einen Floh in's Ohr setzen.

Sie stellte sich als ob sie tief verletzt sei, ging hinaus und kam zurück. Goßler lag auf dem Sopha, eine Cigarre rauchend. Wenn sonst ein Streit stattgehabt, so war er der Erste, der wieder anzuknüpfen suchte; heute schwieg er hartnäckig. Er empfing den Kaffee, ohne zu danken und hüllte sich in eine Wolke von Rauch.

— Wollen Sie schlafen? fragte die Wirthschafterin, die sich am Tische zu schaffen machte.

— Nein! war die barsch ertheilte Antwort.

— Ich habe Ihnen etwas zu sagen.

— Sprechen Sie.

— Nach der Behandlung, die ich in letzter Zeit und vorzüglich heute erduldet habe, scheint es mir, als ob Sie meiner Dienste überdrüssig wären.

— Oh! Oh! rief Goßler.

— Sie sind gesund und bedürfen der Pflege nicht mehr . . .

— Ja, ich bin, Gott sei Dank, gesund, gesund an Geist und Körper! Wenn Sie das bedenken wollen, meine Beste, so werden wir uns für die Zukunft ganz gut arrangiren.

— Wir können uns gleich arrangiren.

— Das ist mir lieb!

— Besorgen Sie sich eine andere Wirthschafterin . . .

Goßler starrte die Witwe an, die mit entschlossenen Mienen vor ihm stand.

— Eine andere Wirthschafterin?

— Ja.

— Sie setzen mir den Stuhl vor die Thür, Anna?

— Ich gehe in acht Tagen nach Wiborn zurück, um in aller Ruhe von dem zu leben, was ich mir erspart habe. Der Aerger schadet meiner Gesundheit . . .

Der Rentier warf sich in die entgegengesetzte Ecke des Sopha's.

— Ich will Ihnen nichts in den Weg legen, Anna; aber Sie müssen mir doch so viel Zeit gönnen, daß ich

Ihren Platz passend besetze. Ich muß mir überhaupt die Sache überlegen.

Die Wirthschafterin verharrte in kalter Ruhe.

— Sie können mich getrost ziehen lassen; von dem, was ich weiß, verrathe ich kein Wort und wenn sich ja noch etwas finden sollte . . .

— Was? Was? Was sollte sich noch finden?

— Ich meine nur . . .

— So sprechen Sie sich doch deutlich aus! rief Goßler auffahrend. Sie haben mir zwar schon immer Andeutungen gegeben . . .

— Die von meinem Manne hinterlassenen Papiere werde ich verbrennen, wenn ich auch nicht mehr Ihre Wirthschafterin bin.

Sie verließ das Zimmer.

Goßler hatte einige Augenblicke nachgedacht.

— Tollheit! rief er dann.

Nun erhob er sich und ging erregt auf und ab.

— Wenn Brand doch nicht Recht hätte! murmelte er. Es ist nicht gut, daß ich ganz mit dieser Frau breche... O, über die verdammte Ungewißheit! Ich weiß nicht, daß ein Codicill existirt; aber sollte sich ein solches finden, dann hätte die erbitterte Friederike ein Mittel in den Händen, mir den Rest meines Lebens recht sauer zu machen. Brand ist nicht nur ein tüchtiger Jurist, er

ist auch mein Freund ... er soll Alles wissen und mir Rath ertheilen.

Denselben Tag hatte er eine lange Unterredung mit dem Justizrathe. Das Benehmen, das der Rentier von nun an beobachtete, war eine Folge dieser Unterredung. Frau Anna glaubte wieder festen Boden gewonnen zu haben, sie ließ sich, aus Anhänglichkeit wie sie sagte, herbei, ihren Dienst ferner zu versehen. So hatte es denn den Anschein als ob in Goßler's Hause nach dem überstandenen Gewitter die gewohnte Ruhe wieder eingetreten sei. Der Commissionsrath, der von seiner Genossin Bericht erhalten hatte, freute sich der wohlgelungenen List. Die Erwerbung des Forstes, der ihm am Herzen lag, hielt er für gesichert; er bedurfte des schönen Grundstücks zu einer Speculation, die ihm einen großen Gewinn abwerfen mußte. Goßler's unerklärliche Bedenken wegen des Abschlusses des Geschäfts hoffte er theils durch Ueberredung theils durch Drohungen zu beseitigen. Er wollte den schwachen Freund ganz in seine Gewalt bringen, um ihn ganz zu beherrschen. Daß der redliche Justizrath ihm entgegenwirkte wußte er; darum lag ihm daran, den Einfluß des Juristen zu schwächen. Wir haben gesehen, daß Frau Anna zu diesem Zwecke bereits vorarbeitete.

Drittes Kapitel.
Die Botin.

Gegen Abend an einem köstlichen Maitage fuhr eine alte mit Staub bedeckte Landkutsche der Residenz zu. Die beiden abgetriebenen mageren Klepper, von einem alten Kutscher geleitet, konnten den schwer bepackten Wagen kaum noch fortschleppen; sie mußten eine lange, beschwerliche Tagereise hinter sich haben. Kisten, Kasten und Packete lagen auf dem Verdecke, hinten und vorn. Und dabei war der innere Raum mit Reisenden überfüllt, die neugierig nach den vorüberrollenden eleganten Equipagen blickten. Am Thore hielt der Wagen. Steuerofficianten und Polizeidiener kamen, um die gesetzliche Revision vorzunehmen. Während die abgegebenen Päffe in dem Thorhause geprüft wurden, suchten die Officianten nach steuerbaren Gegenständen. Die Reisenden, die den Wagen umstanden, mußten Auskunft über ihr Gepäck geben und auf Verlangen die Kasten öffnen. Der Kutscher kannte die unvermeidliche Procedur, er stand neben den

Pferden und reichte ihnen Heu, das er im Arme hielt. Nach einer Viertelstunde war Alles geschehen. Das Gepäck war wieder aufgeladen und die Reisenden harrten der Zurückgabe ihrer Pässe. Ein Polizei-Beamter trat aus dem Hause. Er rief die Namen der Inhaber der Papiere. Die Gerufenen, meist kleine Handelsleute, empfingen ehrerbietig ihre Ligitimationen.

— Witwe Christine Burger! rief der Polizeimann.

Eine schwarz gekleidete Frau, ein fünfjähriges Mädchen an der Hand führend, trat heran. Sie unterschied sich nicht allein durch die tiefe Trauer von den Mitreisenden, sondern auch durch die saubere Toilette. Ein schlichter Hut von schwarzer Seide bedeckte ihren Kopf; ein großes dunkelgraues Tuch mit schwarzen Streifen hüllte ihren zarten Körper ein. Auch das Kind war schwarz gekleidet. Der Officiant, ein im Dienste abgehärteter Mann, sah die Trauernde mitleidig an.

— Ist das Kind Ihre Tochter, Madame? fragte er mild.

— Ja, mein Herr.

— Dann ist Ihr Paß nicht in Ordnung.

Die arme Frau erschrack.

— Der Landrath hat mir vor einigen Tagen erst den Reisepaß ausgeferigt; meine Schuld ist es nicht . . .

— Sie haben das Kind nicht eintragen lassen.

— Mein Gott, daran habe ich nicht gedacht! Die Behörde würde sich gewiß nicht geweigert haben, wenn ich sie gebeten hätte . . .

Daran zweifele ich nicht, Madame; aber Ihr Papier ist nicht in Ordnung . . .

— Halten Sie das Versehen meiner Unkenntniß zu Gute, lieber Herr; noch diesen Abend werde ich schreiben, daß das Fehlende ergänzt werde. Glauben Sie mir, die Sache wird durchaus nicht beanstandet, da keine Gründe vorliegen . . .

— Ich glaube Ihnen, Madame; aber meine Pflicht gebietet . . .

— Sie werden mich doch nicht von meinem Kinde trennen? rief Christine, indem sie ängstlich den Kopf der weinenden Lina an sich drückte.

Die Scene hatte einen Kreis Neugieriger versammelt. Vorübergehende, deren Aufmerksamkeit durch das Weinen gefesselt, waren zu den Reisenden getreten. Alle harrten gespannt auf den Ausgang der Verhandlung.

— Nein, nicht Ihre Tochter, Madame, aber Ihren Paß behalte ich zurück. Und Sie werden mir das Gasthaus bezeichnen, in dem Sie wohnen wollen. Finden Sie sich morgenfrüh auf dem Paßbüreau ein, dort wird man

Ihnen das Weitere mittheilen. Ich stelle Ihrem Eintritt in die Stadt kein Hinderniß entgegen.

Christine hatte sich von dem jähen Schrecken erholt.

— Ich bin in der Residenz unbekannt, mein Herr; die nächste Nacht wollte ich in dem Gasthause verbringen, das der Kutscher wählt ... morgen aber zwei Damen aufsuchen, denen ich empfohlen bin.

— Das blaue Roß! rief der Kutscher, der die Verhandlungen abkürzen wollte.

— Gehen Sie mit Gott!

Die Passagiere nahmen ihre Plätze ein. Der Wagen polterte über das Pflaster dem Innern der Stadt zu.

Ein elegant gekleideter junger Mann hatte der Verhandlung zugehört. Er war vorübergekommen und stehen geblieben, als der Officiant den Namen der Witwe gerufen. Der Name hatte ihn frappirt, er war dem Kreise der Neugierigen näher getreten.

— Christine Burger! murmelte er vor sich hin, indem er weiter ging. Sie wird im blauen Rosse wohnen ... der Zufall spielt so wunderbar, als ob er mich vorzugsweise berücksichtigte. Muß der Paß nicht in Ordnung sein, damit ich erfahre, daß die Witwe Burger aus Wiborn ankommt! Und sie war es, ich habe die schönen bleichen Züge wohl erkannt. Wen anders wird sie aufsuchen wollen, wenn nicht die Gräfin von Neu-

mark, jene Friederike, in deren Dienste Burger seinen Tod gefunden? Ah, ich kann dem Commssionsrathe eine wichtige Nachricht bringen! Gelänge es mir die Bibel zu finden, die der Herr Inspector mir streitig gemacht, ich würde einen goldenen Fang thun. Diese Witwe muß ich beobachten!

Er ging weiter.

Der Wagen hatte das Gasthaus erreicht. Christine forderte und erhielt ein kleines freundliches Zimmer, dessen einziges Fenster nach dem Hofe hinausging. Der Aufwärter, der ihr das Gepäck nachtrug, mußte Licht bringen, es war völlig dunkel geworden. Die Mutter öffnete den großen Koffer und besorgte die Nachttoilette Lina's, ohne an sich zu denken, obgleich sie völlig ermattet war. Lina erhielt ein einfaches Nachtessen und ging dann zu Bett.

— Bete, mein Kind, bete! flüsterte die Mutter, die sich über das Bett neigte.

Lina faltete die Hände und sprach das einfache, kindliche Gebet; aber ehe sie noch „Amen" flüstern konnte war sie eingeschlafen. Die Natur forderte gebieterisch ihren Zoll.

Christine verblieb regungslos auf dem Stuhle.

— Da bin ich nun in der großen Stadt allein und verlassen! flüsterte sie, indem sich ihre Augen mit

Thränen füllten. Wird es mir gelingen Arbeit zu finden, daß ich mein Kind erziehen kann? Mein Mann ist ein Opfer seiner Pflicht, seiner Treue geworden, er ruht im Grabe, kann nicht mehr für seine Familie sorgen... Herr mein Gott, Deine Hand ruht schwer auf mir! Du hast mir den rechtschaffenen Gatten, den guten Sohn genommen... nein, ich will nicht murren gegen Deine Fügung, will nur bitten, daß Du mir Muth und Kraft verleihest, den schweren Gang durch das Leben glücklich zu vollenden. Nimm mich zu Dir, Allgütiger, wenn ich meine Mutterpflichten erfüllt habe! Bis dahin gewähre mir Deinen Schutz!

Sie suchte und fand Trost und Kräftigung im Gebete. Am nächsten Morgen verließ sie, die Tochter an der Hand führend, das Gasthaus. Sie ordnete zunächst ihre Paßangelegenheit. Die humanen Beamteten standen ihr mit Rath und That bei. Es stellten ihrem Aufenthalte in der Residenz Schwierigkeiten sich nicht entgegen, da mit Gewißheit anzunehmen war, daß die Legitimationspapiere vervollständigt werden würden. Gegen elf Uhr stand die Witwe vor einem bescheidenen, aber anständigen Bürgerhause, in dessen Erdgeschosse sich ein Kleiderladen befand. Sie fragte den Inhaber, der gemächlich auf der Schwelle stand, nach der Wohnung der Frau Gräfin von Neumark.

— Die Dame wohnt in dem ersten Stocke meines Hauses, war die Antwort. Gehen Sie durch jene Thür, steigen Sie die Treppe hinan und Sie sehen das Schild der Dame, die Sie suchen.

Christine folgte der erhaltenen Weisung. Sie zog die Glocke. Ein junger Soldat, der Bursche des Lieutenants, der bei seiner Mutter wohnte, öffnete.

— Ich möchte die Frau Gräfin von Neumark sprechen!

Der freundliche Soldat besorgte sofort die Anmeldung.

— Frau Burger! rief die Gräfin, die den Gast auf den ersten Blick erkannte.

Der Empfang war, wie ihn Christine erwartet hatte ... Friederike küßte die Frau Inspectorin unter Thränen und führte sie in das kleine, aber freundliche Empfangszimmer.

— Sie treffen mich in einer bescheidenen Wohnung, sagte die Gräfin; ich muß mich sparsam einrichten, damit die kleine Pension ausreicht, die ich von meinem treuen Bruder erhalte. Sie haben mein Unglück wohl schon erfahren ...

— Ich weiß Alles, gnädige Frau! Ihnen wie mir hat ein herbes Geschick den Gatten geraubt.

Beide mußten sich ausweinen, ehe sie das Gespräch fortsetzen konnten.

— Wie lange werden Sie sich in der Residenz aufhalten? fragte die Gräfin.

— Ich hoffe für immer.

— Wie?

— Hier ist ein Brief der Frau Pastorin Franke. Lesen Sie, gnädige Frau, und Sie werden Alles wissen.

Friederike erbrach rasch das Couvert und las.

— Mein Gott, rief sie erschreckt, der würdige Pfarrer ist gestorben?

— Leider! Leider! flüsterte Christine schluchzend. Der Schlag ist um so fürchterlicher, als er urplötzlich eingetreten. Der Herr Pastor war alt, aber noch so rüstig, daß wir mit Recht eine längere Lebensdauer erwarten durften.

— Sie würden mir, so steht in dem Briefe, das Nähere mittheilen . . .

— Ich habe es übernommen, da meine mütterliche Freundin nicht in der Verfassung war, Ihnen ausführlich zu schreiben. Der Jammer, der in das stille Pfarrhaus eingezogen, ist zu groß.

— Das Auge erblickt Unglück wohin es sich wendet! Ist es doch als ob das Schicksal nicht müde würde, alle die heimzusuchen, die mir nahe stehen. Ein Todes-

fall folgt dem andern ... und unter welchen Verhältnissen! Erzählen Sie, ich bitte!

Man übergab der Magd das Kind, denn die beiden Frauen wollten allein sein. Als Friederike die Thür geschlossen und ihren Platz wieder eingenommen hatte, begann Christine:

— Sie wissen, daß Goßler, der meinen armen Mann für einen Verräther hielt, mich sofort aus dem Hause jagte, als der Brand gelöscht war. Ich fand mit meinem Kinde ein Asyl bei dem Herrn Pfarrer. Gleich darauf reis'ten Sie ab. Der Schmerz warf mich auf das Krankenlager, ich machte meinem Wohlthäter viel Sorge. Als ich genesen war, dachte ich daran zu verdienen. In der Umgebung von Wiborn bot sich nirgends Gelegenheit ... die Leute hatten nicht einmal Mitleid mit mir, da sie mich für die Witwe eines Brandstifters hielten; sie verdachten es selbst dem Pfarrer, daß er mich aufgenommen hatte. Ich weiß es nicht, aber mir ahnt es, daß auch mein Wohlthäter unter dem Vorurtheile der Bauern zu leiden hatte. Während des Winters ging ich der Hausfrau zur Hand und machte mich nach Kräften in der Wirthschaft nützlich. Goßler hatte das Gut verkauft, er zog nach der Stadt, ohne sich um die Leute zu kümmern, die ihm so lange gedient hatten. Der Ruf, den er hinterlassen, ist nicht der beste; das

Gerücht setzte mancherlei Dinge in Umlauf, die ich nicht wiederholen mag. Der Gutsschreiber Jonas, der allein seinen Posten behalten, versuchte es sich Zutritt in dem Pfarrhause zu verschaffen; der Herr Pastor aber wies ihn entrüstet ab, denn er haßte den Schreiber, den er heimtückisch nannte. Trotzdem hatten Beide dennoch einmal eine lange Unterredung auf dem Friedhofe, wo sie sich zufällig begegneten. Wir haben aus dem Fenster gesehen, daß die Männer auf und abgingen und zwar in der Nähe der Familiengruft Goßler's, die Jonas ausbessern ließ. Was sie gesprochen, haben wir nie erfahren, der Pfarrer vermied es, des ihn verhaßten Mannes zu erwähnen. Aber das Gespräch mußte doch einen eigenen Eindruck auf ihn ausgeübt haben, denn der sonst freundliche Pfarrer ward ernst und schweigsam. Seine Gemüthsstimmung flößte uns Besorgniß ein. Wir drangen in ihn, den Grund seiner Traurigkeit zu erfahren ... alle Mittel, ihn zur Mittheilung zu bewegen, blieben vergebens. Eines Abends traf er mich in der Laube ... ich hatte die Einsamkeit gesucht, um über mein trauriges Schicksal, vorzüglich über meine Zukunft, nachzudenken. Da trat der Pfarrer ein, der von seinem Abendspaziergange heimkehrte. Schmerzlich bewegt reichte er mir die Hand, indem er ausrief: „lebte Albert Burger noch, wir wären heute glückliche Menschen!" Dann entfernte er

sich. Bei Tische berührte er die Speisen kaum und das Nachtgebet sprach er mit tiefer Innigkeit. Der alte Mann, dessen Haupt nur noch wenig Haare trägt, rührte Alle bis zu Thränen. Wir gingen zeitig zu Bett. Am nächsten Morgen fanden wir den Greis todt. Er mochte ohne Kampf verschieden sein, denn sein weißes Gesicht drückte Ruhe, selbst Heiterkeit aus. Seine hageren Hände lagen zum Gebete verschränkt auf der Brust. Die Bestürzung der Familie kann ich nicht beschreiben. Der Todte ward am dritten Tage würdig zur Erde bestattet. Von nah und fern kamen die Leute, um ihrem Seelsorger die letzte Ehre zu erzeigen. Was sollte nun aus mir werden? Die Frau Pastorin konnte nicht mehr für mich sorgen, denn der Heimgegangene hatte Nichts hinterlassen, er war zu mildthätig gewesen. Da faßte ich den Entschluß, von der Geschicklichkeit zu leben, die ich mir im Anfertigen feiner Stickereien erworben habe. Kennerinnen rühmten sie als eine ungewöhnliche. Dazu aber finde ich nur hier Gelegenheit, und wenn Sie, gnädige Frau, in Ihren Kreisen für mich wirken wollen, so verpflichten Sie sich eine arme Witwe, die all ihr Hoffen auf die Residenz gesetzt hat, wo Leute leben, denen feine weibliche Arbeiten willkommen sind.

— Was ich vermag soll geschehen, um Ihnen zu nützen! rief Friederike eifrig. Wäre ich nicht selbst arm,

ich würde Sie bitten in meiner Wohnung zu bleiben. Doch meine Verhältnisse gestalten sich wohl bald besser, und dann, meine liebe Frau, werden Sie den Dank erndten, den ich Ihrem verstorbenen Manne schulde. Burger hat viel, sehr viel für mich gethan, und wenn es ihm nicht gelungen ist, das Unglück ganz von mir abzuwenden, das ein tückischer Bruder auf mich zu schleudern bemüht ist, so trägt er wahrlich nicht die Schuld daran. Ich kann wohl sagen, er ist für mich gestorben. O wäre ich reich, Sie sollten auf der Stelle erfahren, wie hoch ich die Dienste Ihres seligen Mannes schätze. Bleiben Sie in der Stadt, ich werde nach Kräften für Sie sorgen.

Das war ein Trost für die arme Christine, sie hatte ja vorzüglich auf die Gräfin gebaut, da sie oft von dem Pfarrer gehört, daß Burger ihr, der Gräfin, wichtige Dienste geleistet habe. Worin diese bestanden, wußte sie jedoch nicht. Sie würde es vielleicht verschmäht haben, sich an die Dame zu wenden, wenn die große Noth sie nicht dazu gedrängt hätte.

Man sprach nun von der Häuptmännin von Soden, der Tochter des Pfarrers. Christine versicherte, daß man in Wiborn den Tod des Hauptmanns nicht erfahren habe.

— Es ist gut, recht gut, meinte Friederike; dem

Greise ist ein Schmerz erspart. Aber auch die Tochter kennt den Tod des Vaters noch nicht . . .

— Ich bin beauftragt, die Trauernachricht zu überbringen.

— Die Frau Pastorin ist sonst eine so gute Frau... den Groll gegen die Soden, die sich gegen ihren Willen verheirathet hat, kann sie nicht vergessen. Sie verschmäht es, an die Tochter zu schreiben. Die Hauptmännin ist mir innig befreundet . . . gehen Sie zu ihr, meine Magd wird Sie führen. Ich übernehme es, Ihnen ein freundliches Stübchen zu besorgen.

Christine ging, von der Magd geführt, zu der Witwe von Soden. Lina blieb bei der Gräfin.

Auguste öffnete die Thür; sie wollte zu Agnes gehen. Erstaunt hörte sie die Fremde an.

— Meine Mutter wollen Sie sprechen?

— Ja!

— Folgen Sie mir, ich bitte.

Sie ließ die Fremde eintreten und entfernte sich dann.

Die beiden Frauen standen sich einander gegenüber.

Christine gab zu erkennen, daß sie von Wiborn komme, nannte ihren Namen und berichtete kurz den Tod des Pfarrers Franke.

Frau von Soden starrte Christinen einige Augenblicke an.

— Sie sind dem Pastor nicht verwandt? fragte sie stammelnd.

— Nein! Und dennoch ist er mir seit dem Tode meines Mannes ein zweiter Vater gewesen.

— Bringen Sie keinen Brief, kein sichtbares Zeichen? fragte Frau von Soden mit bewegter Stimme.

Als Christine mit der Antwort zögerte, rief die Dame ängstlich:

— Es wäre mehr als traurig, es wäre verhängnißvoll für mich, wenn der Vater gestorben wäre, ohne meiner gedacht zu haben. Wir sind lange, lange Zeit getrennt gewesen ... ich habe dem würdigen Greise den Tod meines Mannes verschwiegen, obgleich ich ihm einen Brief gesandt ... die Antwort auf diesen Brief ist ausgeblieben. Mancherlei Befürchtungen haben sich mir aufgedrängt ...

— Verzeihen Sie, wenn ich mich ganz sicher stelle... ich habe doch die Ehre mit der Frau von Soden zu sprechen?

— Keine Andere steht vor Ihnen, liebe Frau!

— Dann will ich mich meines Auftrags entledigen. Der Herr Pfarrer mußte eine Ahnung von seinem Tode gehabt haben. Abends betrat ich sein Zimmer, um die

letzten Verrichtungen vorzunehmen, die zur Bequemlichkeit des Greises erforderlich. Er saß nachdenkend in seinem großen Lehnstuhle ... „Da sind Sie," sagte er freundlich; „ich habe Sie erwartet. Sprechen wir von Ihrer Zukunft, die mir Sorgen macht. Wenn ich die Augen schließe stehen Sie allein in der Welt, und doch habe ich Ihrem sterbenden Vater, der mir ein befreundeter College gewesen, versprochen, mich seiner einzigen Tochter anzunehmen. Meine Frau kann nichts für Sie thun, wenn sie auch den Willen dazu hätte, denn sie bleibt arm zurück. Darum rathe ich Ihnen nach der Residenz zu gehen und dort Beschäftigung zu suchen. Die Gräfin von Neumark und Frau von Soden werden sich Ihrer annehmen. Reisen Sie, sobald man mich zur Gruft bestattet hat." Ich wollte den Alten unterbrechen, wollte ihn von den Todesgedanken abbringen; er aber bat mich, ich möge ihn ruhig anhören, da wir einmal allein seien. Und nun fuhr er bewegt fort: „Wenn ich Ihnen den Rath ertheile nach der Residenz zu reisen, so leiten mich zwei Gründe ... der erste ist die Ueberzeugung, daß Sie dort ein gutes Unterkommen finden, der zweite ist ein Auftrag, den ich außer Ihnen einer andern Person nicht anvertrauen möchte. Geloben Sie mir zu schweigen und meinen Auftrag zu vollziehen?"

„Ich gelobte es feierlich.

„Der Greis holte ein versiegeltes Packet aus seinem Schreibtische, das er mir mit der Weisung überreichte, es solange sorgfältig aufzubewahren, bis ich es der Frau Hauptmann von Soden, aber nur ihr allein übergeben könne. Es seien Schriften, die für die Empfängerin großen Werth hätten. Hier ist das Packet."

Christine holte es aus der Ledertasche, die sie im Arme trug.

Frau von Soden zerschnitt das Band und zerbrach die Siegel.

Hastig und zitternd prüfte sie die Papiere, die der graue Umschlag enthielt.

— Gott sei Dank! Gott sei Dank! rief sie aus. Das ist eine Antwort auf meinen Brief, wie ich sie von dem Vater erwarten konnte. Und hier, hier ... der Geburtsschein, das Anerkenntniß ... der Contract ...

Sie verschloß die Papiere in den Secretair und umarmte laut weinend die Ueberbringerin des kostbaren Schatzes.

— Ach, Sie können die Größe des Dienstes nicht ermessen, den Sie mir geleistet haben! Der selige Vater hat wohl gewußt, wem er diese wichtigen Documente anvertraut! Nun besitze ich sie, nun halte ich sie in meinen Händen, nun kann ich ruhig sein! Die Ungewiß-

heit, die mich in den letzten Tagen tödtlich gefoltert, ist nun zu Ende. Und das verdanke ich Ihrem treuen Wirken. Sie werden bei uns bleiben, werden Unterkommen finden, wie es der Selige gewünscht. Indem ich die Pflicht der Dankbarkeit übe, handele ich im Sinne dessen, der Sie mir zugesendet hat. Ich kann freilich nur wenig thun, weil ich arm bin, aber vor Mangel und Noth Sie zu schützen wird mir möglich sein. Ich theile schwesterlich mit Ihnen, was ich besitze. Staunen Sie mich nur an ... Sie begreifen meine freudige Erregung nicht... Wollen Sie Ihr schönes Werk vollkommen machen, so verschweigen Sie, daß Sie mir ein Vermächtniß des guten Pfarrers von Wiborn überbracht haben. Nicht allein meinetwegen; nein, auch aus Rücksicht für den Entschlafenen.

— Sie können auf mich zählen gnädige Frau! versicherte Christine.

Das nun folgende Gespräch ward nach und nach ruhig. Christine entdeckte der Hauptmännin ganz ihre Lage und verschwieg auch nicht, daß sie die Gräfin von Neumark bereits besucht habe, mit der sie durch den Pfarrer in Wiborn bekannt geworden sei. Die Einladung zum Mittagsessen lehnte sie ab, da sie Friederiken schon zugesagt. Christine schied beruhigt, sie hatte ja nun noch eine zweite Beschützerin gefunden.

Frau von Soden war allein. Dankend hob sie die Hände gen Himmel und rief:

— Die Ehre meines Vaters ist gerettet und ich mit ihr! Kommen Sie, Herr Doctor Morus, beginnen Sie Ihre Ränke... die Charlotte, die Sie suchen, wird nun nicht an das Licht treten, um Sie bei Ausführung Ihres schurkischen Plans zu unterstützen. Es giebt keine Charlotte, sie ist längst gestorben. Der Pfarrer von Wiborn hat einen richtigen Todtenschein ausgestellt.

Als Auguste zurückkam, rief die Mutter ihr entgegen:

— Liebe nur Deinen Alphons, bleibe ihm treu... Du kannst Deinem Herzen folgen, ohne Gefahr für uns theuere Personen zu fürchten! Dort liegen Charlotten's Papiere! Mag nun eine Betrügerin aufstehen, sie wird sich nicht ausweisen können. Die Gewalt des Advokaten ist vernichtet!

Viertes Kapitel.

Ein Ehrenhandel.

— Agnes! rief Goßler in das Zimmer der Gräfin tretend.

Justus nahm ihm Hut und Stock ab und entfernte sich.

— Ich habe Dich zu mir bitten lassen, mein Freund, weil der Graf sich angemeldet hat.

— Der edele Constantin? Er mag kommen, wenn er durchaus einen Besuch abstatten will.

— Hier ist sein Brief.

Goßler las:

„Zeit und Verhältnisse drängen mich, Sie um Erfüllung meiner Forderung zu bitten. Weigern Sie sich ferner mir die alte Curie abzutreten, über die ich bereits verfügt habe, so wäre ich gezwungen jene Maßregeln zu ergreifen, die Sie kennen. Dessen was geschehen ist, erwähne ich nicht mehr; ich erinnere Sie nur an das, was geschehen kann. Ein Vernichtungskampf beginnt, den,

wenn er einmal begonnen, Nichts aufzuhalten vermag. Diesen Mittag zwölf Uhr hole ich mir endgültige Entscheidung. Sie werden so klug sein mich nicht abzuweisen, denn ein furchtbarer Schlüssel würde mir die Thür öffnen. Constantin von Neumark."

— Ich habe versprochen, sagte die Gräfin, ohne Dich keinen Schritt zu thun . . . bestimme nun, was geschehen soll.

— Statt Deiner werde ich den Gast empfangen, antwortete Goßler fest und entschieden.

— Er will mit mir verhandeln.

— Ich vertrete Dich Agnes, wenn Du mir Vollmacht dazu giebst.

— Du kennst alle meine Geheimnisse, wir haben sie vor kurzer Zeit besprochen . . . ich ertheile Dir Vollmacht. Mir ist es unmöglich den Mann zu sehen, der mich elend gemacht hat. Darum sei du mein Sachwalter... Eberhardt!

Goßler zerdrückte die Thränen, die sich in seine Augen stahlen.

— Nach diesem Augenblicke habe ich mich gesehnt, murmelte er mit bebender Stimme; ich habe mich Jahrelang gerüstet zu dem Kampfe, der doch einmal stattfinden mußte, auch wenn er für Dich nicht nothwendig geworden. Er ist mir eine Nothwendigkeit! Sieh', Agnes, rief er,

ihre Hand ergreifend, ich habe schwere Dinge über mich ergehen lassen, habe ruhig die Verdächtigungen ertragen, die der Bruder deines saubern Gemals ausgestreut . . . es giebt viele Menschen, die mich für einen Erbschleicher, für einen Betrüger halten, wieder Andere, die mich eines Meineid's beschuldigen; ach, und ich konnte mich nicht vertheidigen, mußte schweigend dulden! Ein furchtbarer Kampf wüthete in meiner Brust . . . ich befand mich auf dem besten Wege ein verabscheuungswürdiger Menschenfeind zu werden. O ich habe eine gräßliche Zeit verlebt! Nun ist sie vorüber, ich kann mich zeigen wie ich bin. In meiner Kasse liegt das Geld, mit dem ich die Ehre meines Vaters zurückkaufen kann, und die Ehre des Vaters ist die des Sohnes. Ich wasche die Schmach ab, die mein verblendeter Vater auf den Namen „Goßler" geladen.

Justus trat rasch ein.

— Gnädige Frau!

— Was bringen Sie, mein lieber Freund?

— Der Graf ist da.

— Schon?

— Er scheint es sehr eilig zu haben.

Die Gräfin sah ihren Freund an als ob sie fragen wollte: beharrst Du noch auf Deinem Vorsatze?

— Ah, rief Goßler, ich erkläre mir die Eile des Grafen . . . er muß Geld schaffen!

Jeder fühlte, daß ein ernster Augenblick bevorstand.

— Herr Goßler, sagte Justus, der Graf sieht entsetzlich aus; die Verzweiflung scheint ihn zum Aeußersten zu treiben. Weise ich ihn ab, so wendet er Gewalt an, und lasse ich ihn eintreten . . .

— So werde ich ihn empfangen! Du, Agnes, magst Dich den Blicken des Elenden entziehen. Wird Deine Anwesenheit nothwendig, so rufe ich Dich!

Er begleitete sie bis zu der Schwelle des Kabinets.

— Eberhardt! flüsterte die Gräfin bittend.

— Fürchte Nichts!

— Unser Gegner ist zu gefährlich, als daß man nicht Alles fürchten müßte!

— Ich besitze Waffen!

— Sei vorsichtig. Es giebt ja noch Behörden, die mich schützen.

— Für heute bin ich stark genug.

Die Gräfin verschwand.

— Nun höre Du mich an, Justus.

— Befehlen Sie, Herr Goßler.

— Weiß der Graf, daß er mich hier trifft?

— Ich glaube kaum.

— Gut.

— Durch mich wenigstens hat er es nicht erfahren; er wähnt, ich melde ihn meiner Herrin an.

— So mag er in diesem Wahne bleiben. Du, Freund, bleibst in der Nähe ...

— Bedürfen Sie meiner, so ziehen Sie nur die Glocke ... dort an der Thür ...

— Wo ist die junge Gräfin?

— Fräulein Agnes macht ihren Spaziergang durch den Garten; sie kommt erst nach einer Stunde zurück. Sollte sie früher das Haus betreten, so werde ich sie unterhalten ... ich sorge schon. Nehmen Sie dies ...

— Was?

— Ein geladenes Pistol.

— So schlimm wird es nicht werden.

— Es ist auf alle Fälle.

Goßler nahm die zierliche Waffe und steckte sie in die Seitentasche seines Rocks.

— Kann ich nun unsern Feind einlassen?

— Ja!

An der Thür kehrte der Greis noch einmal zurück.

— Bleiben Sie fest, Herr, murmelte er, lassen Sie sich nicht einschüchtern. Der Graf ist frech genug, die fürchterlichsten Drohungen auszusprechen; aber er lügt.

Goßler entließ den Alten durch einen Wink.

— Was zittere ich denn? rief der Rentier, der rasch durch das Zimmer ging. „Mein Gewissen ist rein von jeder Schuld, ich bin kein Verbrecher ... in diesem Augenblicke bin ich ein Dämon, der sich rächen will. Scheint es doch, als ob die Vorsehung mein Werk unterstützt, denn meine Gesundheit ist gekräftigt und mein Geist ist klar geworden.

Neben dem Kamine blieb er stehen und stützte den Arm auf das Gesimse. So erwartete er den Grafen. Eine Entschiedenheit, eine Festigkeit sprach sich in seinen Mienen aus, die dem schuldbewußten Herzen fremd ist. Seit langer Zeit war er auf diese Unterredung vorbereitet ... sehen wir zu, wie sie verläuft.

Justus öffnete die Thür.

Der Graf trat ein.

— Wo ist meine Frau?

Der Graf deutete auf Goßler:

— Fragen Sie den Herrn!

Nach diesen Worten verschwand er und schloß geräuschvoll die Thür.

Goßler war erstaunt über den bleichen, abgelebten Mann, den er vor sich sah.

— Wozu das? fragte betreten der Graf. Ich suche meine Frau ... er betonte die Worte „meine Frau“ ...

und finde einen mir fremden Mann in der Wohnung der Einsiedlerin.

— Fremd? Fremd? fragte der Rentier, den Kopf emporhebend.

Die markige Stimme erschreckte den Grafen. Er sah an der hohen Gestalt Goßlers empor.

— Kennen Sie mich? fragte er mit einem Anfluge von Schüchternheit.

— Leider kenne ich den Grafen Constantin von Neumark!

— Dann bin ich der Unannehmlichkeit überhoben mich in meinem eigenen Hause einem Gaste vorzustellen.

Goßler kreuzte die Arme und maß mit den Blicken seinen Gegner vom Kopfe bis zu den Füßen, indem er ihm zwei Schritte näher trat. Es lag eine unbeschreibliche Verachtung in dieser Bewegung.

Constantin konnte nur mit Mühe seine äußere Ruhe bewahren. Er forschte vergebens in seinem Gedächtnisse, um den Mann zu erkennen, der ihn empfing. Er fühlte, daß die Gräfin einen Schlag gegen ihn beabsichtigte. Mit der Gewandheit und Geschmeidigkeit, deren er auch unter den schwierigsten Umständen mächtig war, knüpfte er das Gespräch wieder an.

— Es gehen seltsame Dinge in meinem Hause vor . . . der Bediente wird mir wohl sagen können . . .

Er wandte sich der Thür zu.

— Halt! donnerte Goßler, der mit jedem Augenblicke an Ueberlegenheit gewann.

— Sind Sie von Sinnen? rief zischend der Graf.

— Ich gebe Ihnen Gelegenheit mich zu beurtheilen. Schon mein Name wird genügen . . .

— So nennen Sie ihn doch endlich!

— Eberhardt Goßler steht vor Ihnen!

Der Graf zuckte leicht zusammen.

— Goßler! wiederholte er unwillkührlich.

— Und Goßler nimmt keinen Anstand Ihnen zu sagen, daß er Ihr erbittertster Feind ist!

— Eine lobenswerthe Offenherzigkeit! entgegnete Constantin höhnend. Sie verräth einen Muth, der an Verwegenheit grenzt. Die Gräfin von Neumark hat sich einem auserlesenen Cavalier anvertraut . . . doch nein, zu ihrer Ehre will ich glauben, daß Herr Goßler sich in die Curie geschlichen hat . . .

— Er ist offen, am hellen Tage eingetreten, um einen Ehrenhandel zu schlichten, der lange wie Feuer auf seiner Seele gebrannt hat.

— Mit mir? Mit mir?

— Aber dies ist nicht der einzige Grund.

— Was noch?

— Die Dame, die das Unglück betroffen, Ihren Namen zu führen . . .

— Herr Goßler vergißt, daß er sich in meinem Hause befindet! rief erbleichend der Graf.

— Die unglückliche Dame hat sich unter meinen Schutz begeben.

— Gegen mich? Mein Herr, setzen Sie die Gräfin von Neumark nicht herab! Die Beleidigung, der Gemalin zugefügt, trifft auch den Gemal . . . ich werde mein Hausrecht gebrauchen müssen.

— Ihr Hausrecht . . . elender Prahler!

— Wie unwürdig! Der Streit hat schon viel zu lange gedauert . . .

— Darum kürze ich ihn ab.

Der Graf wollte das Zimmer verlassen.

— Halt! rief Goßler, dessen Stimme vor Zorn bebte.

Und zugleich streckte er die Hand aus, als ob er den Kopf seines Gegners ergreifen wollte.

Dieser blieb an der Thür stehen und sagte geringschätzend:

— Ich werde wiederkommen, wenn das Haus gesäubert ist!

— Dann könnte es zu spät sein.

— Wozu? Ich begreife nicht . . .

— Der unnatürliche Vater, der sein Kind vergiftet um zu erben, wird dem Staatsanwalte anheimfallen.

Constantin lächelte wie eine Satyr.

— Daß ich diese Drohung auch von Ihnen hören muß, wundert mich nicht, antwortete er rasch. Meine Frau hat Sie gut instruirt. Aber hüten Sie sich mir ein Verbrechen aufzubürden, das ich nicht kenne. Auch für Sie ist der Staatsanwalt da . . .

— Für mich?

— Er wird Sie fragen: wo ist die Stiefschwester der Gräfin von Neumark?

— Mit dieser Frage würde er sich passender an Sie wenden, antwortete Goßler ruhig. Sie haben das Vertrauen des verstorbenen Barons von Kronfeldt in einem so hohen Grade besessen, daß er Sie gegen den Willen seiner Tochter zum Schwiegersohne machte.

— Agnes . . .

— Nennen Sie den Namen nicht mehr! befahl der Rentier.

— Welche Anmaßung!

— Ich gehe noch weiter.

— Wie weit denn? fragte der Graf, der frech die Arme kreuzte.

— Dort liegt Papier.

— Gut.

— Schreiben Sie.

— Was?

— Daß Sie in die Scheidung von Ihrer Frau willigen.

Der Graf lachte laut auf.

— Sie sind wahnsinnig! rief er dann.

Er wollte wieder fort.

Goßler vertrat ihm den Weg indem er rief:

— Um den Prozeß zu vereinfachen werden Sie schreiben.

— Und wenn ich nun nicht will?

— Sie werden schon wollen.

— Platz! befahl Constantin.

— Werden Sie schreiben? wiederholte Goßler.

— Platz da!

Goßler streckte ihm das Pistol entgegen, das er rasch hervorgezogen hatte.

— Ich zerschmettere Ihnen den Schädel wenn Sie sich ferner weigern.

Der Graf schwankte zurück.

— Ich bin ohne Waffen! murmelte er bestürzt.

Sein Gegner hielt mit fester Hand die Waffe.

— Sie standen einst mit der Reitpeitsche mir gegenüber ...

— Halt! rief der Graf.

— Schreiben Sie!

— Ich muß mit meiner Frau sprechen.

— Hoffen Sie nicht darauf.

— Sie verlangen Dinge, die erwogen werden müssen! rief Constantin, als er die fürchterliche Ruhe seines Gegners sah.

War es Schlauheit oder Furcht, die aus ihm sprach? Noch ließ es sich nicht unterscheiden.

— Ich werde schreiben! sagte er eingeschüchtert.

Festen Schrittes trat er zu dem Tische.

Nachdem er geschrieben, hielt er das Papier in der Hand.

— Was bietet man mir für dieses Document? fragte er in einem Tone, der nicht frei von Hohn war.

— Mein Herr, das Geringste, was Sie für Ihre unglückliche Frau thun können, ist, daß Sie ihr sofort die Freiheit geben, die Sie ihr nie hätten nehmen sollen. Es ist nicht nur eine Schmach, es ist auch eine schwere Fessel, Ihren Namen zu tragen.

— Ihre eigene Schwester ist eine Gräfin von Neumark!

— Darum habe ich mich von ihr losgesagt, darum hasse ich sie wie eine Person, die mir das größte Leid zugefügt hat. Friederike lebt nicht mehr für mich...

sie ist todt, lange todt! Erinnern Sie mich nicht daran, Sie beschwören ein Gefühl herauf . . .

— Brechen wir also ab. Es handelt sich jetzt um dieses Papier, an dessen Erlangung Ihnen so viel liegt, daß Sie mir, dem Unbewaffneten, das Pistol auf die Brust setzen. Mein Gott, wir können uns ja ohne Pulver und Blei verständigen. Ich bin ein billiger Mann und fordere von den Leuten nicht mehr, als sie zu leisten vermögen. Sie stellen sich als Unterhändler zwischen meine Frau und mich . . . gut, ich will Sie als solchen anerkennen. Meine Bereitwilligkeit mich scheiden zu lassen sehen Sie . . . eine herzlose Frau hat für den Mann keinen Werth. Sagen Sie also Ihrer Auftraggeberin, daß sie sofort die heiß ersehnte Freiheit erlangen könne, wenn Sie mir das Vermögen auszahle, das ihr verstorbener Vater für mich ausgesetzt hat. Sie ist ja Testamentsvollstreckerin und kann mithin nach Gefallen verfügen. Diese Curie darf nicht ausgenommen sein, ich fordere sie ausdrücklich. Und damit auch Herr Goßler sich die Vermittelung angelegen sein lasse, verspreche ich, Charlotten nicht wieder in's Leben zu rufen, sie mag für die Welt todt bleiben. Daß ich Ihr Vertrauen nicht besitze weiß ich, und darum nehme ich an, daß Sie mich fragen werden: wo ist denn jene Charlotte, die der verstorbene Goßler unsichtbar gemacht hat, um das Gut

Wiborn an sich zu bringen? Ich will es Ihnen sagen ehe Sie mich darum befragen.

Jetzt schwieg der Graf und sah Goßler mit stechenden Blicken an, als ob er die Wirkung seiner Worte erforschen wollte.

Der Rentier behielt seine Ruhe, die an Gleichgültigkeit grenzte.

— Sprechen Sie! murmelte er. Sprechen Sie!

— Mein Herr, rief der Graf, Sie haben eine Feindin, die Sie tödtlich haßt.

— Wohl möglich!

— Und diese Feindin behauptet, Sie haben ihr das väterliche Vermögen gestohlen.

— Weiter! befahl Goßler.

— Das nicht allein; sie behauptet auch, daß Ihre Grausamkeit ihr den Mann gemordet, den sie leidenschaftlich liebte. Der Graf Alphons von Neumark, mein armer Bruder, hat sich aus Verzweiflung im Gefängnisse ermordet.

— Es ist allgemein bekannt.

— Friederike hat ihrem Verderber Rache geschworen.

— Wollen Sie sich mit ihr verbinden?

— Nein.

— Ich begreife nicht, zu welchem Zwecke Sie diesen Punkt berühren.

Der Graf trat näher.

— Merken Sie auf, mein lieber Herr! Ich gehe zu Friederiken und sage ihr: Schwägerin, Sie sind nicht die leibliche Tochter Goßler's, Sie sind Charlotte von Soden!

Goßler trat bestürzt zurück.

— Oh, rief er, das ist eine schlechte, ungeschickte Erfindung!

Der Graf fuhr kalt lächelnd fort:

— Weiter werde ich ihr sagen: Schwägerin, man hat Sie sterben lassen, um Ihr Vermögen zu stehlen ... der Pastor Franke, ein Freund des alten Goßler, hat Ihren Todtenschein ausgestellt ... Wiborn ist ein geringer Theil Ihres väterlichen Erbes, ist der Kaufpreis des falschen Todtenscheins ... Schwägerin, man hat Ihnen den Adel und das Vermögen gestohlen . . . zeigen Sie dem Staatsanwalte den Dieb an, er ist derselbe, der Ihren Gemal hat im Gefängnisse umkommen lassen, derselbe, der jetzt noch behauptet, er, der arme Selbstmörder, habe einen falschen Wechsel ausgestellt ... derselbe, der Ihren Sohn um Ehre und Officierscharacter bringen will ... derselbe, gegen den Sie einen Prozeß verloren haben, derselbe Goßler endlich, der zu Ihrem Nachtheile

ein Codicill unterschlagen und doch beschworen hat, es existire kein Codicill! Das würde ich ihr sagen. Und was meinen Sie wohl, wozu sich Ihre Todfeindin entschließen würde? Wie eine Tigerin wird sie sich auf den Mann stürzen, der ihr Familienglück zerstört, der sie mit Schimpf und Schande beladen und sie um ein großes Vermögen bestohlen hat! Ich habe bis jetzt geschwiegen, weil meine Frau die Tochter des Barons von Kronfeldt ist, weil ich die Mutter meiner Tochter nicht elend machen wollte . . . bin ich von ihr geschieden, dann kann mich nur das Geld zum Schweigen bewegen. Auf der Spitze meiner Zunge liegt eine Million. Nun wählen Sie. Zum Schluß gebe ich Ihnen noch Eins zu bedenken . . . in diesem alten Steinklumpen sind wir zwar von der Welt abgeschlossen; aber in der Straße wartet ein Begleiter auf mich . . . schießen Sie mich nieder, um mir die Zunge erstarren zu machen, so geht der Begleiter in meine Wohnung, holt ein versiegeltes Packet und übergibt es dem Lieutenant von Neumark, der für das Uebrige sorgen wird. Sie sehen, fügte der Graf leicht hinzu, ich bin auf Alles vorbereitet. Dann legte er die Hände auf den Rücken und ging an dem Rentier wie ein Mensch vorüber, der sagen will: Denken Sie über das nach, was Sie so eben gehört haben.

Goßler dachte wirklich darüber nach. Wir werden

später erfahren, aus welchem Grunde er die Mittheilungen des Grafen glaubhaft fand.

— Friederike! Friederike! murmelte er leise.

Aber er ließ sich nicht entmuthigen.

— Wohlan, rief er, mag die Erbin auftreten; beweis't sie ihre Legitimität, so zahle ich ihr den Werth des Gutes Wiborn aus und wahre meine Ehre . . . für das, was mein Vater gethan, kann mich kein Gesetz der Erde verantwortlich machen. Das Kapital liegt bereit, Charlotte von Kronfeldt mag es nur holen. Soweit ist meine Person bei der Sache betheiligt, die ich für eine Ehrensache halte. Nun wende ich mich zu Ihnen, Herr Graf!

— Was wollen Sie?

— Legen Sie das Papier auf jenen Tisch! befahl Goßler mit starker Stimme.

— Mein verehrter Herr, Sie sind nicht bei Sinnen!

— Gehorchen Sie!

Der Rentier schwang das Pistol. Seine Augen blitzten, seine Lippen zuckten wie im Krampfe. Die Ruhe, die er bisher gezeigt, hatte ihn plötzlich verlassen.

Constantin, der wohl wußte, daß er sich auf seine physische Kraft nicht verlassen konnte, wich bestürzt zurück, er hielt den Rentier für wahnsinnig.

— Fürchten Sie meinen Begleiter nicht? fragte er lallend.

Er sah nach der Pendule.

— Mir bleiben noch zehn Minuten Zeit! fügte er ängstlich hinzu.

— Wir bedürfen so langer Zeit nicht, um unsern Ehrenhandel zu schlichten. Gehen Sie ohne meine Erlaubniß zur Thür, so folgt Ihnen meine Kugel. Agnes muß frei werden, und sollte ich mit Ihnen zu Grunde gehen. Ich halte den Eid, den ich mir selbst geschworen! rief Goßler im furchtbaren Ernste. Sie kennen den Bauer nicht, dem sie einst mit der Reitpeitsche gedroht haben; er ist hartnäckig und strebt mit einer Zähigkeit nach dem gesteckten Ziele, die nichts zu erschüttern vermag. Jetzt ist der Augenblick gekommen, den ich glühend ersehnt, den ich mit aller Kraft jahrelang vorbereitet habe ... er soll mir nicht entschwinden, ohne daß ich ihn benutze. Die schweren Opfer, die ich gebracht, werden jetzt ihre Früchte tragen. Agnes wird frei werden, und durch mich! Das Papier! rief er wild auffahrend.

Er deutete auf den Tisch.

— Wollen Sie mich terrorisiren? stammelte der Graf.

— Das Papier!

— Ich rufe Hülfe!

— Rufen Sie!

— Mein Begleiter in der Straße ...

— Ist ein Schurke wie Sie!

Goßler hob die Hand, die das Pistol hielt. Constantin, ein Feigling wenn er nicht mit List und Tücke kämpfen konnte, warf zitternd das Papier auf den Tisch. Goßler prüfte es.

— Elender, rief er, einen neuen Betrug wollen Sie verüben! Das ist Nichts ... schreiben Sie, ich werde dictiren.

Der Graf krallte krampfhaft die Finger in die Brustöffnung seiner Weste.

— Es ist genug! rief er. Meine Geduld hat ihr Ende erreicht. Ich bin der Graf von Neumark ...

— Und ich bin der Bauer Goßler, der Ihnen befiehlt zu schreiben.

— Was?

— Schreiben Sie!

— Nein! stöhnte Constantin.

— Schreiben Sie!

Goßler, der seiner Sinne kaum noch mächtig, schleuderte den Grafen auf den Stuhl vor dem Schreibtische.

Das war ein schrecklicher Anblick.

Der Graf stöhnte, indem er sich auf die Lehne stützte; sein ganzer Körper bebte.

Goßler's Gesicht bedeckte eine Leichenblässe.

— Schreiben Sie! wiederholte er, seine kräftige Stimme anstrengend.

Der eingeschüchterte Graf nahm die Feder. Goßler dictirte nun folgende Worte:

„Gegen die Ehescheidung, die meine Frau, Agnes geborene Baronesse von Kronfeldt, beantragt, mache ich nicht nur keine Einwendungen, ich erkläre auch, daß ich damit vollkommen einverstanden bin und zurücktrete, ohne irgend einen Anspruch zu erheben.

Der Graf fuhr mit der Hand zurück.

— Warum schreiben Sie nicht? fragte der Rentier.

— Ich bin ohne Vermögen . .

— Sie hätten besser wirthschaften sollen mit dem, was Sie von Ihrer armen Frau erzwungen haben. Das vorhandene Vermögen bleibt Ihrer Tochter. Vollenden Sie! Weigern Sie sich, so sperre ich Sie hier ein und schicke zu der Polizei, um den Giftmischer verhaften zu lassen.

Große Schweißtropfen rollten von der bleichen Stirn des Grafen, der nun weiter schrieb.

Goßler fuhr fort:

„Ich erkläre, daß ich den verstorbenen Baron von Kronfeldt durch Drohungen veranlaßt habe, mir einen Theil des Vermögens zu testiren, was meiner Tochter gehört.

Der Graf knirschte mit den Zähnen, aber er schrieb. Goßler wartete bis das letzte Wort auf dem Papiere stand, dann fragte er:

— Sind Sie fertig?

— Ja, Ja! Ist's noch nicht genug?

Fügen Sie hinzu: „Diese Erklärungen habe ich aus freiem Entschlusse niedergeschrieben, werde sie nie widerrufen und beauftrage den Justizrath Brand, die zu meiner Ehescheidung nöthigen Schritte zu unternehmen." Unterzeichnen Sie!

Während Goßler die in großen Zügen geschriebenen Zeilen aufmerksam las, verblieb Constantin bebend vor dem Schreibtische. Sein trübes Auge sandte tückische Blicke nach dem Lesenden.

— Gut! sagte Goßler. Ich sehe, Sie tragen einen Siegelring am Finger. Prägen Sie Ihr Siegel neben den Namen.

Er zog die Glocke. Justus trat rasch ein.

— Licht! befahl streng der Rentier.

Der Greis zündete eine Kerze an, die er auf den Schreibtisch stellte.

— Siegeln? fragte der Graf, der wie aus einem Traume emporfuhr. Geben Sie, Geben Sie, die Angelegenheit wird lästig.

— Hier ist Lack! sagte Justus, der sich dienstfertig zeigte.

Constantin hatte das Siegel seinem Namen beigedrückt. Dann erhob er sich.

— Nun, mein Herr, sagte Goßler, noch ein Wort, das Sie hören müssen. Die Geldsache wäre abgethan ... ich berühre noch einmal meine Ehre. Wagen Sie es, den guten Ruf ihrer gewesenen Frau anzutasten, so beleidigen Sie mich, den aufrichtigen Freund der Unglücklichen, deren Leben Sie schurkisch vergiftet haben. Sprechen Sie mit Achtung und Ehrerbietung von Ihrem Opfer, wenn Sie nicht schweigen wollen, und meiden Sie jede Annäherung. Mit Ihrer Schwägerin mögen Sie sich verbinden ... ich fürchte jetzt keinen Angriff mehr. Verlassen Sie das Haus, das Sie nie hätten betreten sollen! Justus, öffnen Sie diesem Manne die Thür!

Goßler nahm die Erklärung von dem Schreibtische und verließ stolz das Gemach. Er ging zu der harrenden Gräfin. Constantin konnte sich nicht entschließen zu gehen. Leichenblaß, die Arme verschränkt, stand er in der Mitte des Zimmers.

— Was ist das? rief er plötzlich, den Kopf zurückwerfend. Ich muß meine Frau sprechen. Die Angelegenheit ist zu wichtig, wichtiger für sie als für mich. Aber ich habe ja noch eine Tochter ... wo ist Agnes?

— Das Fräulein befindet sich bei der Mutter, antwortete der Greis.

— Man rufe meine Tochter! Du zögerst, Alter...

— Herr Graf, ich ertheile Ihnen einen Rath, den Sie befolgen werden, wenn Sie klug sind. Verlassen Sie so rasch als möglich dieses Haus und kehren Sie nie zurück.

— Das sagt mir ein Bediente? Reize mich nicht, frecher Mensch . . .

— Ich meine es gut mit Ihnen, fuhr Justus ironisch fort. Reisen Sie nach Wiborn und suchen Sie den alten Jonas auf, dessen Sie sich wohl noch erinnern werden.

— Jonas? fragte Constantin erschreckt.

— Still, still, ich habe nichts gesagt. Nun kommen Sie, denn ich muß den Befehl des Herrn Goßler ausführen . . . reisen Sie nach Wiborn und verständigen Sie sich mit Jonas, ehe es zu spät wird. Der Schreiber, jetzt Rechnungsführer im Dienste der Fortuna, forscht nach Ihnen.

— Was kümmert mich der Schreiber? Ich kenne weder ihn noch Wiborn . . . Aber du scheinst in jener Gegend bekannt zu sein . . . gestehe es, du warst dort . . . im Auftrage des Barons von Kronfeldt. . . .

— Freilich war ich dort, mein lieber Herr, mehr

als ein Mal. Es ist schon lange her; aber ich erinnere mich noch genau alles dessen, was ich gehört und gesehen. Hier kann man uns belauschen, folgen Sie mir auf den Corridor hinaus, ich erzähle Ihnen, wie ich Jonas kennen gelernt habe. Das machte sich wunderbar, so recht gegen meinen Willen. Der Zufall treibt oft seine Späße mit uns armen Menschenkindern, er zerstört die schlauesten Pläne und bringt uns auf Wege, die wir aus eigenem Antriebe nie betreten. Das habe ich so recht in Wiborn erkannt. . . . Ah, mein lieber gnädiger Herr, Sie werden staunen, wenn Sie mir zuhören wollen. Ich hätte es Ihnen wohl schon früher erzählt; aber es fand sich keine Gelegenheit dazu, außerdem wußte ich auch nicht, daß die Geschichte Interesse für Sie haben könnte. Wahrhaftig, ich wußte es nicht. So . . . verfehlen Sie die Stufen der Treppe nicht, das altmodische Ding ist sehr unbequem gebaut; meine alten Füße empfinden das täglich und stündlich . . . langsam, Herr Graf, Sie sind erschöpft! Stützen Sie sich doch auf das Geländer ... es ist solid wie die Mauern der Curie . . . wir leben hier wie in einem Castell, kommen mit der Welt kaum noch in Berührung.

Die beiden Männer waren über den Corridor, dann die Treppe hinab gegangen und standen nun auf der weiten Hausflur. Der Graf, der vor Erschöpfung

schwankte, war seinem Führer wie mechanisch gefolgt. Eine grauenhafte Blässe bedeckte sein Gesicht, seine Augen schienen von Blut unterlaufen zu sein. Justus begriff, daß er die physische Kraft dieses Mannes nicht zu fürchten hatte, der kaum noch sich aufrecht erhalten konnte.

Der Graf sah mit wirren Blicken durch den stillen, klosterähnlichen Raum. Da standen die alten Steinfiguren in ihren Nischen, gespenstisch und unheimlich in dem Zwielichte.

— Fratzen, Fratzen! rief der Graf, sich die Stirn trocknend.

— Wo sind Fratzen, lieber Herr? fragte Justus, dem Anscheine nach theilnehmend.

— Die lächerlichen Figuren passen nicht in eine Familienwohnung . . .

— Wir sind in der Curie, Herr Graf.

— Du wolltest von Wiborn erzählen.

— Ganz recht, von Wiborn.

— Komm an das Fenster, wo es heller ist.

— Bleiben Sie nur . . . diese Figuren bewegen sich nicht, sie haben auch weder Gehör noch Gesicht. Da stehen Sie wie Steinklumpen . . . und doch nützen sie zuweilen.

— Erzähle!

— Sie werden es sogleich hören.

— Wozu nützen sie? fragte der Graf zerstreut.

— Denken Sie sich die Kirche in Wiborn.

— Gut.

— Der Altar steht fünf bis sechs Schritte von der Mauer ab.

— Fünf bis sechs Schritte! rief Constantin.

— Ja.

— Was kümmert das mich?

— Hören Sie mich nur an.

— Erzähle rasch.

Aber Justus zögerte absichtlich; er wollte seinen Mann vorbereiten.

— In der Mauer hinter dem Altare ist eine Nische.

— Wie dort?

Der Graf deutete mit der Hand darnach. Es schien sich seiner plötzlich eine Art Heiterkeit bemächtigt zu haben.

— Genau wie dort! versicherte Justus.

— Und was steht in der Nische?

— Ein Heiligenbild aus grobem Stein.

— Eine Frau?

— Ganz recht, eine Frau.

— Sie streckt die Hand aus . . .

— Ah, Herr Graf, Sie kennen die Kirche in Wiborn.

— Narr, fahre fort!

— Die Frau hat große schwarze Augenhöhlen ... einen offenen zahnlosen Mund ... ihr Gewand ist beschädigt ... aber sie streckt die Hand aus, in der sie ein Buch hält ...

— Ein Buch! lallte der Graf.

— Eine Bibel. Man sagt, die Frau stelle eine Baronesse von Soden vor, die vergiftet sei.

— Du bist gut unterrichtet, Alter!

— Ich suchte einst den Pfarrer in der Kirche, flüsterte Justus geheimnißvoll. Es war gegen Abend, die Sonne hatte sich schon tief herabgesenkt ... in der Dorfkirche war es still wie in einem Grabe ... der Pfarrer sollte sich in der Sacristei befinden wie mir der Schulmeister gesagt hatte ... ich betrat den Raum hinter dem Altare, der schon fast dunkel war, da das kleine bemalte Fenster nur wenig Licht einließ ... vor mir sah ich die Thür, die zu der Sacristei führte ... ein eigenes Grauen befiel mich, ich erschrak vor meinen eigenen Schritten ... unwillkürlich blieb ich stehen ... nun war es still ... über mir in dem alten Thurme schlug es sieben ... das klang dumpf und hohl ... mir war als ob ich mich in einer Gruft befände ... die Steingestalt schien sich zu

bewegen, schien die Hand auszustrecken und nach dem Ausgange zu deuten ... es war natürlich nur eine Täuschung meiner aufgeregten Sinne ... da hörte ich hastige Schritte in der Kirche ... rasch verbarg ich mich in der dunkeln Nische, hinter der Statue ... ein Mann eilte vorüber in die Sacristei ... Nun hörte ich den Pastor sagen „Herr Graf, Ihr Bruder ist diesen Mittag mit Frideriken getraut, Goßler hat die Einwilligung dazu gegeben!" „Das ist sein Glück!" antwortete der Graf. Dann fragte er, wo das Brautpaar sei ... es wäre gleich nach der Trauung abgereis't, war die Antwort. Die beiden Männer traten nun aus der Sacristei.

— Es ist alles in Ordnung, sagte leise der Pfarrer. Charlotte ist die Frau des Schulmeisters Senk und demnach gut aufgehoben.

— Das hast du gehört? rief der Graf.

— Ganz deutlich.

— Lüge! Lüge!

— Ich werde es vor Gericht beschwören.

— Friderike, meine Schwägerin, ist jene Charlotte.

— Bemühen Sie sich nicht die Dinge je nach Ihrem Belieben umzugestalten ... der alte Bauer lebt noch, der Charlotten unter dem Namen „Anna" erzogen hat. Er ist mein Bruder. Der Vater Goßler's hat sich verblenden lassen, aber er ist nicht zum Verbrecher gewor-

den. Drohen Sie meiner armen Herrin ferner nicht ... sonst gehe ich zu einem gewissen Balduin ...

— Mensch! Mensch! rief Constantin.

— Sie wissen doch wer Balduin ist? Ah, ich lese es in Ihren Zügen ... Sie wissen es! Ein Wort genügt, um den Grafen Constantin von Neumark auf das Schaffot zu bringen. Trüge meine arme Herrin nicht Ihren Namen, ich würde längst gegen Sie aufgetreten sein. Aber ich habe geschwiegen, geschwiegen auch gegen Ihre würdige Gemahlin, deren Jammer ich dadurch nicht vermehren wollte, daß sie erführe, sie sei an einen Verbrecher gekettet. Als die entsetzliche Verbindung vollzogen wurde, wußte ich noch nicht, was ich jetzt weiß ... Soll ich die Witwe des Schulmeisters Senk aufsuchen und ihr sagen: „Du bist eine Baronesse von Kronfeldt und dort ist der Graf von Neumark, der Dich um Deine Ehre und Dein Lebensglück betrogen hat? Derselbe Graf, der Dich zu einem Werkzeuge seiner Rache machen will? Das ist eine wunderbare Verkettung von Umständen, die kein Mensch fügen kann ... aber die Vorsehung hat sie gefügt! Anna haßt Sie, und wer ihren Character kennt wird nicht daran zweifeln, daß sie den Räuber ihrer Ehre vernichtet. Als Sie das Haus meines Bruders umschlichen und nach der schönen Bäuerin späheten, waren Sie ein schlichter Mann, führten den gewöhnlichen Namen

„Karl Biber" ... da hatten Sie den Grafen abgelegt ... und Karl Biber war verschwunden als die schmucke Anna ihm zum Opfer gefallen ... der Schulmeister Senk deckte ihre Schande zu. Doch, Herr Graf, ich muß Ihnen noch erzählen, wie ich aus der Kirche gekommen bin. Nachdem Herr Constantin von Neumark erfahren, wohin Charlotte gekommen, sagte er:

„— Herr Pastor, demnach ist Friederike Goßler nicht die Baronesse von Kronfeldt?

„— Wie kommen Sie auf diese Vermuthung? fragte der Pastor.

„— Sie war nur zu natürlich.

„— Friederike ist die leibliche Tochter Goßler's, ein braves und gebildetes Mädchen. Ah, mir geht ein Licht auf! rief plötzlich der Pfarrer. In der Voraussetzung, daß Friederike die Baronesse sei, hat ihr Bruder die Verbindung beschleunigt ... nicht wahr, so ist es?

„— Die Messalliance ist fertig, sie läßt sich nicht mehr ändern ... mein Bruder Alphons mag sich mit dem Vermögen begnügen, das die Tochter des Oeconomen ihm zubringt. Geld ist ihm eben so nöthig als die Ehre einer vornehmen Heirath. Eine köstliche Täuschung! rief der Herr Graf. Und dabei lachte er, daß es in der Kirche widerhallte. Charlotte sollte Gräfin werden und ist Schulmeisterin geworden! Ich muß die arme Baronesse

sehen. Geben Sie mir Gelegenheit, Herr Pastor, gleich auf der Stelle, denn mein Pferd steht gesattelt an der Schenke. Wo ist die Baronesse, die einen Schulmeister beglückt hat?

Ich schlüpfte vor den beiden Männern aus der Kirche und ging nach dem Schulhause, das durch einen Garten von der Pfarrerswohnung getrennt ward. Mit der Oertlichkeit war ich ja vertraut, da Wiborn mein Geburtsort ist. Ich stand zwischen den Blättern des Zaunes, als der Pastor mit seinem Begleiter ankam. Welche Gründe den Pastor leiteten, so zu handeln, weiß ich nicht; aber er öffnete die Thür des Gartens und rief Frau Senk, die ihre Blumen begoß. Dann sprach er einige Worte mit ihr und entfernte sich, dem Grafen glückliche Reise wünschend. Frau Anna rief ihm „gute Nacht!" nach. Sie schloß die Thür, schob den Riegel vor und begoß singend ihre Blumen. Die junge Frau hatte eine schöne Stimme, man hörte sie weithin durch den stillen Garten.

„— Teufel, murmelte der Graf, dies wäre Charlotte? Anna, das schmucke Bauermädchen? da singt sie das Lied, das ich so oft von ihr gehört habe ... Der Zufall spielt mir einen verwünschten Streich! Dieser Anna darf ich mich nicht zu erkennen geben, die leidenschaftliche Person würde sich eclatant an mir rächen. Hätte

ich früher gewußt, daß hinter dieser Maske eine Baronesse steckt, ich würde anders gehandelt haben.

Nun rasselte der Riegel an der Pforte.

Der Graf sprang erschreckt zurück und verschwand zwischen den Zäunen.

Anna, die Gießkanne tragend, kam heraus.

„— Ach Gott, seufzte sie, es ist doch ein trauriges Leben auf dem Lande! Und doch muß ich froh sein, daß ich die Frau des Schulmeisters geworden bin. Kommt mir dieser Karl Biber noch einmal unter die Augen, dieser heimtückische Bösewicht, ich zerreiße ihn.

Sie ging zu dem Bache; ich verließ mein Versteck und eilte zu dem Pfarrer, dem ich eine Bestellung auszurichten hatte.

— Ich bin nie in der Kirche gewesen! rief auffahrend der Graf.

— Nie?

— Du hast dich getäuscht!

— O, meine Augen waren damals noch so scharf, daß ich den Herrn Grafen in stockfinsterer Nacht erkannt haben würde.

— Schurke, Du lügst! Um Deiner Herrin gefällig zu sein, ersinnst Du Dinge, die nie geschehen sind.

— Die Witwe Senk mag entscheiden. Für jetzt,

werther Herr, sind Sie entlassen. Wagen Sie es nicht, uns ohne Einladung zu besuchen ... Anna hält Wacht!

Justus hatte die Thür geöffnet und deutete mit der Hand auf die Straße.

Wie ein Trunkener taumelte der Graf hinaus.

— Gut, sagte der Greis, der die Thür schloß, nun weiß der edele Herr was er vorläufig wissen muß. Wäre er nicht der Vater der armen Agnes, ich hätte den abscheulichen Menschen längst hinter Schloß und Riegel gebracht. Meiner Anklage wird es kaum bedürfen ... er selbst säumt nicht, seinem wohlverdienten Schicksal entgegenzugehen.

Als er sich nach der Treppe zurückwandte, traten ihm Agnes und Auguste entgegen; die beiden jungen Mädchen kamen aus dem Garten. Beide waren heiter. Arm in Arm wie glückliche Schwestern eilten sie auf den Greis zu, der abwehrend die Hände ausstreckte.

— Ausgelassenes Volk! rief er scherzend. Da sieht man, was die Freundschaft vermag. Fräulein Auguste hat Wunder bewirkt. Ich habe es immer gesagt: die Melancholie verbittert das Leben und schadet der Gesundheit.

— Justus, rief die junge Gräfin, heute werde ich ausgehen!

— Ausgehen?

— Ja.

— Und wohin?

— Durch die Straßen, durch die Promenaden . . . ich will die Stadt kennen lernen, die großartig sein soll. Sie werden, mein lieber Freund, meine Bitte bei der Mutter unterstützen. Auguste begleitet mich.

— Sie werden ausfahren, mein Kind.

— Nein, nein!

— Unsere Equipage steht ja bereit.

— Ich will aber gehen.

Und Agnes küßte dem Greise die durchfurchte Wange so rasch und heftig, daß dieser sich dessen nicht erwehren konnte. Sie hing wie ein muthwilliges Kind an seinem Halse. Er mußte vor Rührung weinen.

— Ach, ich muß ja wohl! rief er. Nun sind Sie wieder wie Sie früher waren, nun verüben Sie wieder tolle Streiche. Fräulein Auguste, wachen Sie über mein liebes Kind . . . denn Agnes ist mein Kind, das ich väterlich liebe. Machen Sie nach Tische einen Spatziergang, ich werde es bei der Mutter verantworten.

Die jungen Mädchen führten den Greis in das Wohnzimmer. Die Gräfin hatte noch eine lange Unterredung mit Goßler, der eine halbe Stunde später die Curie verließ, um sich zu seinem Freunde, dem Justizrathe, zu begeben. Auguste blieb heute den ganzen Tag bei der Freundin.

Fünftes Kapitel.

Der kluge Mann.

In der Abenddämmerung betrat Constantin von Neumark das Zimmer des Advocaten Morus. Der Doctor empfing ihn wie einen alten Bekannten.

— Sie sind erregt, Freund! Und wie bleich Sie aussehen ... Sind Sie krank?

— Sehe ich bleich aus? rief der Graf. Ich befinde mich wirklich nicht wohl. Mich drücken Sorgen ... alle Pläne schlagen fehl! Teufel, was soll daraus werden?

Morus betrachtete den Freund mit einem scharfen Seitenblicke.

— Ah, dachte er, der Patron hat sich bereits fest gefahren, nun wird er wohl seine Beichte beginnen. Es ist Zeit, denn ich bedarf seiner Mittheilungen.

— Dort steht ein Sessel; nehmen Sie Platz! rief er laut.

Constantin sank erschöpft nieder.

— Ich brauche Geld! rief er aus.

— Wenden Sie sich an die Fortuna.

— Ja, die Fortuna!

— Ist die Curie verkauft?

— Nein.

— Entschließen Sie sich kurz ...

— Meine Frau will sich von dem alten Steinklumpen nicht trennen.

— Sie sind der Mann.

— Aber meine Frau ist die Besitzerin der Curie.

Der Graf seufzte und schwieg.

Morus ließ seine goldene Taschenuhr repetiren.

— Sechs Uhr! murmelte er. Der Tag ist rasch vergangen.

— Wollen Sie fort?

— Nein.

— Doctor, Sie sind Jurist.

— So schmeichele ich mir.

— Geben Sie mir einen Rath.

— Gern.

— Wir können ein Vermögen erwerben, das ich mit Ihnen theile.

— Ich mache gern Geschäfte.

Constantin rollte seinen Sessel dem des Advocaten näher. Dann legte er beide Arme auf die Lehne und flüsterte:

— Kennen Sie meine Frau?

— Nein; aber ich darf wohl schließen, daß Sie unter ihrem Pantoffel stehen.

— Scheinbar, ich leugne es nicht. Die Klugheit gebietet mir ein gefügiger Seladon zu sein. Doctor, Sie sind ein Mann von Ehre ...

— Das habe ich bewiesen so lange ich lebe.

— Versprechen Sie mir zu schweigen?

— Mein bester Graf, rief der Advocat, wenn ich über Alles sprechen wollte, was mir meine Clienten anvertrauen, würde meine Zunge nie zum Stillstande kommen. Außerdem kann ich nur in einer Sache Rath ertheilen, die ich genau kenne. Auch bin ich kein Denunciant ... die Personen kümmern mich nicht, die Sache nur geht mich an. Hier ist meine Hand ... ich sichere Ihnen Verschwiegenheit zu.

Der Graf holte ein Papier aus der Tasche.

— Dies ist das Testament meines verstorbenen Schwiegervaters ...

— Des Barons von Kronfeldt?

— Ich habe mir eine wortgetreue Abschrift zu verschaffen gewußt ... lesen Sie, dann werden wir sprechen.

Morus zündete die Lampe an, setzte sich an den Schreibtisch und las.

Der Graf ließ das Haupt in die Rücklehne des

Sessels sinken und schloß die Augen wie ein Mensch, der an heftigen Kopfschmerzen leidet. In dem Zimmer war es still, man hörte nur den Pendelschlag der Pendule. Morus las mit großer Aufmerksamkeit; er rückte mehr als ein Mal die goldene Brille.

— Ah, rief er nach zehn Minuten, nun begreife ich!

Der Graf fuhr empor wie aus dem Schlafe.

— Stehe ich unter dem Pantoffel, Doctor? Handele ich recht, wenn ich nicht energisch auftrete? die Geschichte sieht nun anders aus . . . der alte Baron war ein Schlaukopf. Sie sehen, daß mir ein großes Vermögen in Aussicht steht. Und Sie sollen dieses Vermögen mit mir theilen. Schließen wir einen Pact, Doctor, den jeder von uns treulich hält. Die Scheidung, die meine Frau beabsichtigt, läuft auf ein Geschäft hinaus. Sie hat den Justizrath Brand zum Anwalte, ich vertraue mich Herrn Morus an. Sie müssen mich in Schutz nehmen, Sie müssen sich mit mir verbinden! Ich vernichte das Weib, ich vernichte Alles, was mich verderben will!

Der Graf hatte so leidenschaftlich, so erregt gesprochen, daß er sich einige Augenblicke erholen mußte. Dann überreichte er dem Advocaten den Brief des Justizraths, der ihm die einzuleitende Scheidung anzeigte. Eine Viertelstunde später kannte der erstaunte Morus alle Verhältnisse. Der bedrängte Client hatte ihm Nichts verschwiegen.

Das war ein Fall, der so recht eigentlich in seine Praxis paßte. Der Graf befand sich völlig in seiner Gewalt. Jetzt konnte er, seiner Gewohnheit gemäß, aus dem Hinterhalte kämpfen und das Feuer schüren, dessen Flamme auch die Familie Soden erreichte. Der Hagestolz liebte die reizende Auguste mit der Zähigkeit, die Leuten im vorgerückten Alter eigen ist. Zwar wies er auf das Schwierige des Unternehmens hin, bezeichnete den Justizrath als einen gefährlichen Gegner und äußerte gewichtige Bedenken; wies aber die Sache nicht ab.

— Ist Ihnen, fragte er, der Aufenthalt Charlotten's bekannt?

Auch über diesen Punkt erstattete Constantin genauen Bericht.

— Hm, murmelte der Doctor, das ist seltsam! Man will wissen, Charlotte sei in dem Hause des Pfarrers erzogen. Nach einer andern Version soll Friederike, Ihre Schwägerin, die verstoßene Tochter des Barons sein. Ich kenne schon die Geschichte . . . der verstorbene Hauptmann von Soden hat sie mir einmal erzählt als er auf einen Plan sann, sich Vermögen zu verschaffen. Der Pastor Franke, der mit dem alten Goßler die Intrigue geleitet, ist todt . . . es wird schwer sein den Beweis zu führen, daß eine Nichtswürdigkeit verübt ist. Der Baron von Kronfeldt, der Pastor Franke und der Schulmeister

existiren nicht mehr . . . es wird schwer sein! Da Ihre Frau so sicher und fest auftritt, muß sie wohl einen Angriff nicht fürchten. Indeß . . .

— Was hoffen Sie, Doctor?

— Für jetzt noch Nichts. Ich muß überlegen und sondiren. Der Pastor Franke hat ein Meisterstück vollbracht. Wer ist Charlotte? Wo ist Charlotte? Der Schleier ist künstlich und fest gewoben. Mir scheint, Gräfin Friederike hat die meisten Chancen für sich . . . sie gilt als die Tochter Goßlers, und Goßler, der Bruder, der sie gehässig verfolgt, muß mindestens eine Ahnung von dem Zusammenhange der Dinge, wenn nicht völlige Gewißheit haben. Dem alten Bedienten ist nicht zu glauben; er führt Sie so lange bei der Nase herum, bis Goßler und Ihre Frau sich in Sicherheit gebracht haben. Wollten wir die Schulmeisterswitwe als Erbin auftreten lassen, wir würden uns lächerlich machen. Die Gräfin Friederike, mein Bester, haben wir zu fürchten und diese muß sammt dem Lieutenant beseitigt werden. Die Sachlage ist nun die: Goßler findet Friederiken mit einer angemessenen Summe ab, Friederike läßt sich abfinden und schweigt, und Ihre Frau, die auf Scheidung dringt, ist durch den alten Geliebten gerettet. Erzählten Sie mir nicht, daß Goßler von Abfindung gesprochen hat?

— Ja, ja!

— Was nützt unser Auftreten? Nichts! Sie werden als ein böswilliger Denunciant abgewiesen, vielleicht auch noch zur Untersuchung gezogen.

Constantin starrte den klugen Mann mit großen Augen an.

— Sie haben Recht! murmelte er. Goßler's Benehmen wird mir klar . . . der Mensch hat mir gedroht . . . hat mir die Einwilligung zur Scheidung abgepreßt . . .

Der Doctor legte seine große Hand auf die Achsel des Grafen, indem er sagte:

— So lange Friederike uns im Wege steht, so lange können wir keinen Schritt vorwärts gehen. Es ist zu gefährlich, ich rathe Ihnen nicht dazu . . . Gelingt es Goßler, sich mit ihr zu verständigen . . . und der Justizrath wird dazu beitragen . . . dann ist Ihnen das letzte Zwangsmittel genommen. Die Scheidung wird vollzogen, und der Geschiedene mag sich nach Arbeit umsehen, wenn er nicht darben will. Ihre Ansprüche auf das Testament des Barons von Kronfeldt sind natürlich erloschen . . . Sie haben aufgehört sein Schwiegersohn zu sein. Schaffen Sie Ihre Schwägerin und den Lieutenant fort, und wir werden freie Bahn haben. Tritt später die echte Charlotte auf, so genießen Sie längst ruhig Ihr Vermögen in Amerika oder Australien.

— Doctor, sagte Constantin, ich begreife die Vortrefflichkeit Ihres Rathes, er gereicht Ihrem Scharfsinne zur größten Ehre ... wie aber entferne ich Mutter und Sohn? Ich glaube, dieser Aufgabe sind wir Beide nicht gewachsen.

— Gehen Sie zu dem Lieutenant.

— Und dann?

— Sagen Sie ihm, daß er so rasch als möglich seinen Abschied nehmen und sich entfernen möge, denn ich würde den falschen Wechsel präsentiren, den Alphons von Neumark einem gewissen Juden verkauft hat. Sie erinnern sich wohl ... wir haben bereits davon gesprochen. Wenn der Sohn reis't, begleitet ihn die Mutter; es ist genug, wenn beide Personen nicht in der Residenz leben. Haben Sie gethan, was Ihnen obliegt ... vor der Hand haben Sie nicht mehr zu thun ... so werde ich Ihnen sagen, was von meiner Seite geschehen wird, um Ihre Frau zur Auszahlung des Vermögens zu bewegen. Der Scheidungsproceß mag immerhin beginnen; er steht mit unserm Vorhaben nicht im Zusammenhange. Es kann Ihnen ja an der Frau nichts liegen, die sich unter den Schutz eines alten Geliebten begeben hat.

Der Graf fand dies natürlich und versprach dem Rathe zu folgen. In einer Art von Freude umarmte er den klugen Juristen.

— Aber ich brauche Geld! rief er dann aus. Die Fortuna hat mit Wechselhaft gedroht.

— Diesen Abend noch spreche ich mit dem Commissionsrathe Jäger, und Sie werden sicher sein.

— Auch ist meine Börse völlig leer . . .

— Hier sind hundert Thaler gegen Wechsel; nun schaffen Sie den Lieutenant fort, ehe er einen Angriff auf Goßler unternimmt.

Constantin ging. Ihm war leichter ums Herz geworden, da er wußte, daß der Doctor ihm zur Seite stand. Die Ruhe, die ihn sonst in den schwierigsten Verhältnissen nicht verlassen, war jetzt dahin; ein willenloses Werkzeug in der Hand des Doctors handelte er. Die Gleichgültigkeit, die er sonst seiner Frau gegenüber gezeigt, hatte sich in Haß verwandelt. Er hätte, um sich an Beiden zu rächen, die größte Frevelthat verübt. Das, was Morus gefordert, dünkte ihm leicht; der Lieutenant konnte ja nicht länger in der Residenz bleiben, wenn ihm seine Officiersehre am Herzen lag. Ein Fiaker brachte ihn rasch zu der verwitweten Gräfin, der er heute den zweiten Besuch abstattete seit er in der Residenz lebte. Ohne Umschweife setzte er die arme Frau von der drohenden Gefahr in Kenntniß. Statt Furcht und Schrecken, wie er erwartet hatte, zeigte Friederike die höchste Entrüstung. Bebend rief sie:

— Goßler ist mein Bruder nicht mehr, er ist mein Feind, den ich vernichten muß.

— Was wollen Sie denn beginnen, Frau Schwägerin? fragte der Graf überrascht.

— O, ich habe zu lange geschwiegen, denn ich hielt es für unmöglich, daß ein Mensch so teuflisch verfahren kann.

— Der unglückliche Wechsel ist leider von unserm Alphons ausgegeben und ihn wird man zunächst zur Untersuchung ziehen. Der geschickteste Advocat vermag nicht ihn zu retten. Soll der Sohn auftreten und beschwören, der verstorbene Vater ist ein Betrüger gewesen?

— Heiliger Gott! schluchzte Friederike, die immer noch in Liebe an dem verstorbenen Gatten hing. Mein Mann hat gefehlt aus väterlicher Zuneigung zu seinem einzigen Sohne . . . wird es Alphons über sich gewinnen können die Ehre des Vaters zu brandmarken? Das ist ein furchtbares Schicksal, eine gräßliche Alternative: der Sohn kann sich nur auf Unkosten des todten Vaters retten!

— Ich kenne ein Mittel.

— Nennen Sie es.

— Alphons scheidet aus dem Heere.

— Und dann?

— Verlassen Sie mit ihm die Residenz.

— Nein, nein! rief Friederike. Ich werde Goßler entgegentreten . . . er muß das Papier vernichten! Der treue Burger ist schon als Opfer gefallen . . .

— Und auch Alphons wird fallen, wenn Sie nicht vorbeugen. Folgen Sie meinem Rathe, ich meine es gut. Ist Alphons in Sicherheit, so werde ich mit Goßler verhandeln. Oder besitzen Sie ein wirksames Mittel, Frau Schwägerin, um den rachsüchtigen Goßler unschädlich zu machen?

— Nein! hauchte kaum vernehmbar die arme Frau.

— So bestimmen Sie Alphons, daß er ausscheidet. Ich fordere es von Ihnen bei der Ehre unserer Familie!

— Die Ehre! die Ehre! fuhr Friederike auf.

— Sie tragen den gräflichen Namen Neumark . . . dem Officierscorps darf kein Aergerniß gegeben werden ... ist der traurige Handel geschlichtet, so kann Alphons wieder Dienste nehmen . . . Für den Augenblick wissen wir nicht wie weit Goßler geht . . . Frau Schwägerin, ich beschwöre Sie, bewegen Sie Alphons, daß er in dieser kritischen Zeit nicht Officier bleibe! rief Constantin dringend. Sie als Frau können das Furchtbare der Dinge nicht begreifen . . . die Beschuldigung, wenn sie bekannt wird, allein schon genügt, meinem armen Neffen die scheußlichste Demüthigung zu bereiten. Verlassen Sie die

Residenz; ich bleibe zurück, um für Sie und meinen todten Bruder aufzutreten.

Friederike, leichenblaß, starrte düster zu Boden.

— Mein Vermögen ist dahin, murmelte sie dumpf; soll ich auch den Sohn verlieren? Und ich verliere ihn, wenn man ihm die Ehre raubt! Alphons erträgt Alles, nur Ehrlosigkeit nicht. Ehrlosigkeit!!

Schaudernd verhüllte sie das Gesicht mit beiden Händen. Dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Der Graf lächelte wie ein Satyr; er hatte ja Hoffnung das Ziel zu erreichen, nach dem er strebte. Jeder Andere würde bei dem Anblicke der tief erschütterten Mutter Mitleid empfunden haben ... der edle Graf, der Geld erwerben wollte, lächelte.

— Mein armer Sohn, fuhr Friederike wie im Selbstgespräche fort, ist so glücklich in seiner Liebe; er will entbehren und arbeiten, um sich selbstständig zu machen ... da tritt mein Bruder auf, mein eigener Bruder, ein tückischer Dämon, ein Ungeheuer in Menschengestalt ... Gott im Himmel, erhalte mir den Verstand, daß ich denken und handeln kann! Ich will fort! rief sie entschlossen.

Wohin?

— Eine Mutter kommt, eine gequälte Mutter, die ihren Sohn retten will! Eberhardt, denke daran, daß ich

Deine Schwester bin . . . ich vergesse sonst, daß Du mein Bruder bist! Ich gehe, auf der Stelle!

— Wohin?

Friederike hörte auf die Frage nicht. In furchtbarer Ruhe griff sie zu dem schwarzen Mantel und wollte sich ankleiden.

— Bleiben Sie! bat der Graf.

Die Witwe sah ihn mit glühenden Augen an.

— Fordern Sie von einer Mutter, daß sie ihr Kind nicht vertheidige?

— Sie werden den Haß Ihres Bruders zur Flamme anschüren.

— Wissen Sie, was das Mutterherz empfindet, wenn sein höchstes Gut in Gefahr schwebt?

— Ihre Aufregung ist erklärlich, gerechtfertigt . . . ich kann mich wohl in Ihre Lage versetzen, kann die Gefühle beurtheilen, die Ihre Brust zerreißen . . . aber Goßler ist ein Ungeheuer, das mit kaltem Blute Sie in's Verderben schleudert. Darum müssen auch wir mit kaltem Blute verfahren!

— Er soll mir den Wechsel zurückgeben! das Papier, das uns vernichten kann, muß verschwinden!

Friederike warf den Mantel um die Schultern und setzte den einfachen schwarzen Hut auf das Haupt. Jede ihrer Bewegungen führte sie hastig, aber sicher aus

Der Graf hielt sie an der Hand zurück, als sie das Zimmer verlassen wollte.

— Den Wechsel, meine arme Schwägerin, kann Ihnen Goßler nicht mehr geben.

— Warum nicht?

— Weil er sich bereits in den Händen eines Advocaten befindet.

Friederike erstarrte zur Bildsäule; sie war einige Augenblicke keines Wortes mächtig.

— Sie sehen, fuhr der Graf fort, daß die ersten Schritte bereits gethan sind, um ein scheußliches Rachewerk zu üben. Goßler ist unversöhnlich ... er kann den Proceß nicht vergessen, den mein Bruder gegen ihn geführt. Ueberlassen Sie mir den Patron; ich, der Mann, werde ihm zu Leibe gehen. Aber vorsichtig, mit List ... er soll sich in seiner eigenen Schlinge fangen. Sie erzählten mir von einem Codicill ... ich schaffe es, und dann ist Goßler verloren. Ich mache ihn meineidig ... dies einzige Mittel verfängt bei dem Hartherzigen, der kein anderes Glück kennt als das des befriedigten Rachegefühls. Der Advocat ist nur ein willenloses Werkzeug seiner Auftraggeber, er thut Alles, um Geld zu verdienen ... ich bewege ihn durch eine Summe, die Anklage hinauszuschieben ... Alphons nimmt seinen Abschied und zieht sich auf ein einsames Dorf zurück ... man kann

ihn nicht verhaften. Mir wird es gelingen Mittel zu finden, Goßler zu einem Widerrufe zu bewegen. Sie können, Sie dürfen nicht auftreten; aber ich handele für Sie mit der Ruhe und Zähigkeit, die von den ernsten Verhältnissen bedingt wird. Habe ich nicht meinen Bruder zu vertheidigen? Liegt mir die Ehre des Barons Neumark nicht am Herzen? Ich vernichte den Buben, der seinen Schwager zu Schritten der Verzweiflung getrieben! Haben wir kein Mitleid mit ihm; Menschen dieser Art müssen für immer unschädlich gemacht werden. Sie, Alphons und ich bilden eine Parthei.

— Es ist wahr! flüsterte Friederike. Sie fürchten, daß Alphons verhaftet werden könne?

— Und dann wird man ihn aus dem Regimente stoßen . . . die Anklage ist zu schrecklich . . . Alphons ist Officier!

— Mein Heiland! Mein Heiland! rief händeringend die Mutter.

— Beruhigen Sie sich, mit Klagen ist Nichts gethan. Ist Ihnen kein Umstand aus dem Leben Ihres Bruders bekannt, den wir benutzen können?

— Fragen Sie morgen wieder an!

— Wir dürfen nicht säumen . . .

— Ich will denken, überlegen . . . für heute schonen Sie mich. Morgen, Herr Graf . . . Alphons kehrt bald

zurück ... er soll aus dem Regimente scheiden ... aber wehe meinem Bruder! Wir vertrauen uns Ihnen an, Sie sind der Bruder meines seligen Mannes ... O, verlassen Sie uns nicht!

— Das verspreche ich Ihnen, arme Frau! Folgen Sie meinem Rathe und es wird Alles gut werden.

Die Witwe lag lange weinend an der Brust ihres Schwagers, dessen aufrichtige Theilnahme sie nicht bezweifelte. Als der edle Graf sich entfernte nahm er die Gewißheit mit sich, daß Friederike sich ganz seiner Führung anvertrauen werde.

Gegen neun Uhr trafen sich der Doctor Morus und der Commissionsrath Jäger in einem der ersten Kaffeehäuser der Residenz. Beide nahmen an einem Tische Platz, der fern von den übrigen Gästen in einem Winkel des großen Saales stand. Hier war der Tummelplatz der Aristokratie. Die bunten Uniformen der Officiere bewegten sich zwischen den dunkeln Röcken bürgerlicher Flaneurs. Man spielte Domino und Billard; die beiden Freunde blieben unbemerkt. Nachdem der Aufwärter Champagner in Eis gebracht und die Gläser gefüllt waren, sagte Jäger:

— Ich habe darauf gerechnet Sie hier zu finden.

— Und ich, mein Freund, würde Sie morgen in Ihrer Wohnung aufgesucht haben.

— Sprechen wir uns aus, wir sind ungestört.

Sie stießen an und tranken.

— Wie weit sind Sie mit dem Lieutenant? fragte Jäger leise.

— Ohne den falschen Wechsel, den Sie mir übergaben, würde ich Nichts ausgerichtet haben.

— Und jetzt?

— Ich hoffe, Mutter und Sohn werden die Residenz bald verlassen.

Morus erzählte, was er mit dem Grafen besprochen hatte.

— Gut, meinte Jäger, die Leute sind überflüssig, sie mögen ziehen. Goßler wird glauben, daß ich ihn von den Vampyren befreit habe.

— Mag er, ich nehme keinen Lohn dafür in Anspruch.

Jäger neigte sich über den Marmortisch, indem er flüsterte:

— Heute, mein Freund, bin ich in dem Falle, Sie um einen Gegendienst zu bitten. Als ich Ihnen den Wechsel zur Verfügung stellte versprachen Sie mir . . .

— Alles, Alles! Steuern Sie direct auf das Ziel los.

— Gut. Merken Sie auf.

Jäger zog ein Taschenbuch hervor, aus dem er ein

Blatt Papier holte, das er dem Freunde überreichte. Morus rückte die Brille fester auf die Nase und las.

— Ein Bibelvers! murmelte er erstaunt. Wollen Sie Moral predigen?

— Nein. Diesen Vers hat der Schulmeister Senk geschrieben als er noch lebte.

— Ah! rief der Doctor. Eine echte Schulmeisterhand . . . fest und pedantisch . . .

— Diese Hand soll das Codicill geschrieben haben, nach dem die Witwe Neumark so lange sucht. Es ist und bleibt verschwunden. Goßler hält sich für sicher . . . Sie kennen ja die Verhältnisse.

— Ich kenne sie.

— Nun ist es nöthig, daß das Codicill sich wiederfindet.

— Ich verstehe. Besitzen Sie einen Namenszug des verstorbenen Goßler?

— Hier ist er und auch das Siegel.

Morus empfing Beides.

— Errathen Sie mich? fragte Jäger lächelnd.

— Gedulden Sie sich einige Tage und das Codicill wird fertig sein. Wieviel soll ich der Frau Gräfin testiren?

— Ich schlage hunderttausend Thaler vor.

— Ah! rief Morus. So habe ich Aussicht auf fünfzigtausend Thaler Honorar?

— Wir theilen brüderlich.

— Abgemacht!

Sie reichten sich die Hände, dann tranken sie. Morus hatte die Papiere und das alte Petschaft an sich genommen.

— Die Handschrift ist nicht schwer nachzuahmen, meinte er. Nun handelt es sich um das Datum.

— Hier sind die Notizen, deren Sie zur Anfertigung bedürfen. Ich kenne Ihre Geschicklichkeit . . .

— Das Document wird echt sein.

— Und ich werde es verwerthen. Wir machen einen guten Fang.

Die erste Flasche war geleert, man ließ eine zweite kommen. Jäger warf dem Aufwärter ein Goldstück zu.

— Bezahlt! rief er, und zugleich winkte er, daß der Aufwärter sich zurückziehen möge.

— Der Justizrath Brand, begann Morus, ist also der Rechtsanwalt Goßler's und der Gräfin, die sich ihres Mannes entledigen will.

— Auch der Gräfin? fragte der Commissionsrath erstaunt.

Der Doctor erzählte umständlich die Scheidungsgeschichte.

— Ah, rief Jäger, ich danke Ihnen für diese wichtige Mittheilung. Es ist hohe Zeit, daß wir mit Goßler abschließen. Der Mann kräftigt sich an Geist und Körper; er wird uns, wenn wir noch lange zögern, energisch widerstehen. Der Umgang mit der Gräfin, seiner ersten Geliebten, hat ihn wieder jung gemacht. Vielleicht heirathet er sie, wenn der Graf abgeschüttelt ist. Dann käme ein kolossales Vermögen zusammen und die Spitzbübereien des verstorbenen Barons und Goßlers wären für immer begraben. Beeilen Sie sich mit der Arbeit.

— Ich übernehme es, sagte Morus, die Gräfin in Schach zu halten; dazu bedarf ich des Gemahls, den Sie deshalb auf freien Füßen lassen müssen. Ist sein Verschwinden nöthig, so melde ich es Ihnen und er mag ins Schuldgefängniß wandern, wo er vielleicht dem Beispiele seines Bruders folgt.

Wir theilen das Gespräch der beiden Männer nicht weiter mit, da die Folgen desselben sich bald zeigen werden. Nach einer Stunde trennten sie sich.

— Dieser Mann leitet eine Creditanstalt! murmelte Morus dem Commissionsrathe nach, der gemüthlich rauchend den Saal verließ. Man vertraut ihm Millionen an, und doch ist er ein Spitzbube!

Der Commissionsrath dachte, als er durch die stillen Straßen schritt:

— Zum letzten Male benutze ich die Geschicklichkeit dieses Gauners, der sich durch Handschriftenfälschung ein Vermögen erworben, dann überlasse ich ihn seinem Schicksale.

Wie hatten die beiden Männer sich so genau kennen gelernt, daß sie wußten, was sie sich gegenseitig zutrauen konnten? Warum fürchtete Einer den Andern nicht bei gemeinschaftlicher Verübung eines Verbrechens? Die Offenheit, mit der sie verfuhren, mußte einen Grund haben; der Verfasser theilt den Grund mit, um die würdigen Männer vollständig zu characterisiren.

Der Leser weiß bereits, daß der Commissionsrath früher Gutsverkäufe und Tauschhändel vermittelte. Man suchte ihn, den tüchtigen Landwirth, und gab auf sein Urtheil viel. Jäger war der Mann, der zu überreden und die Vortheile und Nachtheile eines Geschäfts in das nothwendige Licht zu stellen wußte. Proxenetica und Procente bildeten das Vermögen, das er besaß; es war nicht unbedeutend. Aber auch andere Factoren hatte der landwirthschaftliche Agent angewendet, um zu erwerben.

Einst kam der Doctor Morus zu dem Commissionsrathe, der damals schon in der Stadt lebte. Beide hatten in Geschäftsangelegenheiten schon oft mit einander verkehrt.

— Ich habe das Gut des Commerzienraths Stein verwaltet!

— Leider! antwortete Jäger.

— Warum leider?

— Ihre Hartnäckigkeit hat ein schönes Geschäft vereitelt.

— Legen Sie das mir nicht zur Last, entgegnete der Advocat. Der Commerzienrath, mein Client, wollte unter keiner Bedingung verkaufen.

— Sie hätten ihm zureden sollen.

— Dessen bedarf es nun nicht mehr.

— Warum?

— Der Commerzienrath Stein ist gestorben.

— O, rief Jäger, ich bedauere den armen Mann, der noch lange hätte leben können. Seine Gattin ist jung und schön, geistreich . . . Doctor, das wäre eine Parthie für Sie!

Der Doctor lächelte als ob er sagen wollte: „Ich habe Gründe davon abzusehen." Dann roch er in seine goldene Dose und zuckte mit den Achseln.

— Bleiben Sie bei dem Geschäfte! rief er, den Deckel der Dose schließend. Madame Stein muß das Gut verkaufen und ich verkaufe es, um die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen.

Jäger sah den Doctor erstaunt an.

— Der Commerzienrath hat Schulden hinterlassen? Ich habe ihn für einen reichen Mann gehalten.

— Wie Jeder, der die Verhältnisse nicht kennt. Darum haben Sie ihm auch wohl zwanzigtausend Thaler geliehen . . .

— Ich? Ich? Wie kommen Sie auf die Vermuthung?

— Weil ich eine Notiz des Verstorbenen gefunden habe, wonach Sie im Besitze einer Obligation über genannte Summe sich befinden.

Jäger hatte bald auf seine Hände bald in das vielsagende Gesicht des Doctors gesehen.

— Hm, hm! murmelte er. Wo ist die Notiz?

Morus holte ein Portefeuille mit losen Papieren hervor. Eins der Blätter überreichte er dem Commissionsrathe. Dieser las:

„Die von meinem Freunde Jäger empfangenen zwanzigtausend Thaler, worüber eine Obligation vorhanden, sind auf den Doctor Morus anzuweisen. Gotthold Stein.“

Jäger behielt staunend das Papier in der Hand. Dann rieb er die Stirn, als ob er sich besinnen wolle.

— Die Regulirung des Nachlasses ist mir übergeben, fuhr Morus fort . . . die Witwe, obgleich noch in Trauer, empfängt einen Gardeofficier, den sie heirathen wird . . . dieser Officier ist als ein Verschwender bekannt;

er heirathet die Witwe nur des muthmaßlichen Vermögens wegen . . . Sie wollen dies schöne Gut kaufen, das, in Ihrem Besitze, reichen Ertrag liefern muß . . . Ich erinnere mich, daß Sie von Fabriken gesprochen haben, von Flachsbau und andern Dingen . . . Ich halte es für Pflicht, mich bei Ihnen nach dieser Notiz zu erkundigen . . . Sie waren mit dem Verstorbenen befreundet . . . die Witwe behauptet, die angedeutete Schuld existire nicht . . .

— Das behauptet die Witwe?

— Sie behauptet es.

— Die Handschrift des Commerzienraths ist nicht zu verkennen.

— Verstehen Sie mich recht, lieber Jäger . . . die Witwe kennt die Notiz nicht . . .

— Ah so!

— Präsentiren Sie die Obligation, die der Commerzienrath eigenhändig verfaßt hat, als er vor zwei Jahren das Gut kaufte . . . und die herrliche Besitzung muß in Ihre Hand übergehen. Sie haben mir manches schöne Geschäft zugewiesen . . . mein Gott, verstehen Sie mich denn nicht?

— Ich fange an . . . Offen gestanden, das Gut wäre für mich eine Acquisition, deren Vermittelung ich Ihnen ewig danken würde. Wenn der angrenzende Forst

von Wiborn dazu käme, bildete das Ganze einen Complex, der kaum zu bezahlen ist.

— Machen Sie Ihre Ansprüche geltend. Ich unterstütze Sie!

— Fehlte nur die verdammte Obligation nicht! rief Jäger leise.

Morus fragte, einen bedeutungsvollen Seitenblick auf seinen Mann werfend:

— Giebt es weiter kein Hinderniß?

— Nein!

— Wahrhaftig nicht?

— Hier ist meine Hand . . . ich wüßte keines!

— Gut, so verschaffe ich Ihnen die Obligation.

— Und Sie erhalten die Hälfte von der Summe als Proxeneticum.

— Abgemacht!

— Abgemacht!

Die Contrahenten schüttelten sich die Hände und nahmen ein gutes Frühstück ein. Nach der zweiten Flasche Wein sagte Morus:

— Ich halte es für überflüssig das Geschäft hinauszuziehen. Da wir einig sind, können wir gleich zum Abschlusse schreiten.

— Wie meinen Sie das? fragte der lauernde Commissionsrath.

— Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht. Errathen Sie noch Nichts? Denken Sie doch nach . . . Sie haben eine Forderung an den Commerzienrath . . .

— Ja.

— Sie zahlen mir zehntausend Thaler, wenn das Gut Ihr Eigenthum ist?

— Mit Vergnügen. Ich kann nicht billiger dazu kommen.

— Nehmen Sie, mein Freund.

— Was?

— Die Obligation; ich habe sie mitgebracht für den Fall, daß Sie kaufen wollen.

Jäger war erstaunt über die Handschrift. Neben dem Namen befand sich das Siegel. Das Document war von dem Doctor Morus, der zugleich Notar war, recognoscirt.

Die Männer umarmten sich. Morus empfing noch einmal das Versprechen, daß er entschädigt werden solle.

— Schließen wir doch sofort ab! rief er. Ich brauche Geld.

Jäger bedachte sich nicht lange.

— Besuchen Sie mich gegen Abend.

So schloß die Unterredung am Morgen.

— Der Gauner sei willkommen! dachte Jäger. Ich mache ein gutes Geschäft. Denunciren kann Morus nicht,

da er sich in diesem Falle selbst anklagen würde, und ich schweige, weil ich endlich mein Ziel erreiche. Der gute Doctor ist von der Witwe verschmäht, nun rächt er sich und macht zugleich ein Geschäft. Der Mann ist zu verwenden.

Abends trat Morus in das Zimmer des Commissionsrathes.

— Ich habe die Obligation mit einigen Briefen verglichen, die ich von Stein besitze, sagte Jäger sehr freundlich.

— Und was haben Sie gefunden?

— Daß Sie ein Tausendkünstler sind. Ihr Genie ist bewundernswerth. Glaube ich doch selbst, daß mir Stein eine Obligation gegeben hat. Hier ist Geld; sorgen Sie für das Uebrige.

Acht Wochen später war Jäger der Besitzer des Gutes; er hatte zwar noch eine kleine Summe nachzahlen müssen, aber das Geschäft war exquisit, wie er sich ausdrückte. Ohne sein Drängen würde die Witwe nicht verkauft haben, die nun, da sie kein Gut mehr hatte, von dem Gardelieutenant nicht weiter berücksichtigt wurde. Sie lebte von dem geringen Reste ihres Vermögens in einer kleinen Provinzialstadt, ganz erstaunt, daß ihr Mann mit Schulden gestorben war. Seit jener Zeit trachtete Jäger nach dem Forste Goßler's. Morus hatte sich an der Witwe gerächt,

die ihn verschmäht. Klüglich hatte er den Commissionsrath, den er längst durchschaut, in das Geschäft gezogen, denn er allein würde Verdacht erregt haben, zumal da er der Sachwalter des Commerzienraths gewesen. Außerdem hoffte er mit dem geachteten Jäger der Geschäfte mehr zu machen. Der unglückliche Familienzwist Goßler's hatte die Aufmerksamkeit der Beiden erregt; sie nahmen sich vor ihn auszubeuten. Jäger benutzte den Doctor, und dieser benutzte den Commissionsrath. Der Instinct hatte sie einander näher gebracht und das Verbrechen hatte sie verbunden. Dies ist die Entstehungsgeschichte der speculirenden Freundschaft.

Sechstes Kapitel.

Ein Heirathsantrag.

Die trübe Stimmung, die sich der Bewohner der Curie bemächtigt, war einer freundlichen Ruhe gewichen. Die Gräfin fand wieder Gefallen am Leben, seit sie den Verlust der Tochter nicht mehr zu fürchten hatte, die sie über Alles liebte. Agnes war zwar noch bleich und ihre Kräfte nahmen nur langsam zu; aber die kindliche Fröhlichkeit begann doch zurückzukehren, die ihrem Character eigen. Ihre Freundschaft zu Augusten ward mit jedem Tage inniger; Beide liebten sich wie Schwestern. Die Mutter sah der Tochter Freundin gern und daß Justus alles aufbot, Augusten in der Gunst der Gräfin zu befestigen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Er wußte es auch geschickt zu vermitteln, daß seine Herrin nicht nach Namen und Stand der jungen Gesellschafterin fragte. Kam zufällig das Gespräch auf diesen Punct, so hatte er eine Ausrede bereit, die ihn deshalb entschuldigte, daß er die ihm aufgetragenen Erkundigungen

noch nicht eingezogen hatte. Der Greis galt, wie wir wissen, viel bei seiner Herrin.

Der Justizrath hatte die Ehescheidung auf Grund des von dem Grafen geschriebenen Documents eingeleitet. Die Drohungen des Roué achtete man nicht; Goßler vorzüglich zeigte eine Ruhe, die sich auch auf seine Freundin übertrug. Justus versicherte, der Herr Graf werde sich schweigend fügen und mit dem Almosen zufrieden sein, das man ihm zuwerfen werde.

— Und wenn er es nicht ist? fragte Goßler einst, als er mit dem Alten eine Unterredung gehabt hatte.

— Dann, Herr Goßler, war die Antwort, überliefere ich ihn dem Criminalgericht.

Justus hatte das Wort „ich" betont.

— Du, mein alter Freund?

— Ja, ich!

— Und warum hast Du nicht früher Deine Herrin geschützt, wenn Du die Gewalt dazu hattest?

— Weil ich glaubte der elende Mensch würde sich bekehren. Seit er seine Tochter aus der Welt zu schaffen gesucht, habe ich ihn aufgegeben. Nun muß er fort. Ist es nöthig, so mag mich meine Herrin nur als Zeugen aufrufen, ich werde schon aussagen, wie sie von dem Manne behandelt ist. Bleiben Sie fest, Herr Goßler, Sie haben Nichts zu fürchten.

— O, ich bleibe fest! rief der Rentier. Wenn ich nur Eins wüßte . . .

— Was?

— Wer und wo Charlotte ist.

— Lebt sie noch, so wird sie sich schon melden. Warten Sie ruhig den Verlauf der Dinge ab.

— Wenn sie nun nicht mehr lebt?

— Herr Goßler, flüsterte der Greis, ich will Sie heute in ein Geheimniß einweihen, damit Sie einsehen, daß ich nicht in die blaue Luft schwatze. Ich suche nach jener unglücklichen Charlotte . . . vielleicht können Sie mir helfen. Haben Sie den Schulmeister Senk in Wiborn gekannt?

— Ja, mein Freund; der Schulmeister ist lange todt.

— Ich weiß es.

— Wie kommst Du jetzt auf den Mann, dem ich nie recht getraut habe?

— Seine Witwe ist die verschwundene Charlotte.

— Mensch, Mensch! rief Goßler bestürzt. Du faselst tolles Zeug! Wenn Alles möglich in der Welt; dies ist unmöglich!

— Und doch, Herr Goßler! versicherte der Alte. Ich weiß, was ich spreche. Der verstorbene Baron kümmerte sich wohl um das verlassene Kind . . . ich mußte von Zeit zu Zeit nach Wiborn reisen und Erkundigungen

einziehen Ihr Vater und der Pfarrer, die ohne Zweifel einverstanden waren, hatten das Kind meiner Schwester übergeben ... es führte den Namen Anna und galt für die Tochter meiner Schwester.

— Anna! Anna! Wie hast Du erfahren, was mir fremd geblieben?

— Ich habe lange geglaubt, Ihre Schwester Friederike sei die Tochter des Barons; aber durch einen Zufall ward ich besser belehrt.

Justus erzählte nun die Scene, die sich in der Kirche ereignet, verschwieg auch die Beziehungen Constantin's zu der Frau des Schulmeisters nicht. Der Rentier konnte sich kaum erholen vor dem Erstaunen, das sich seiner bemächtigt.

— Darum, fügte Justus hinzu, hat der Graf Ihre Schwester geheirathet; er speculirte auf das große Vermögen. Die gräfliche Ehre war dabei nicht gefährdet, das Geld ging ihm über Alles. Aber die Sippschaft hat sich verrechnet, hat einen Fehlgriff gethan. Da sie nun im Dunkeln tappte, hat sie geschwiegen.

— Du hast mir durch die Mittheilung einen wichtigen Dienst geleistet, Justus; aber Du würdest ein großes Unheil anrichten, wenn Du einer dritten Person das Geheimniß offenbartest, das für Deine Herrin und mich unbezahlbar ist. Der Pfarrer hat eine seltsame

Rolle in der Geschichte gespielt . . . vielleicht habe ich den Mann verkannt. Und damit Du Alles weißt und Dich einrichten kannst, erfahre: die Witwe des Schulmeisters ist meine Wirthschafterin.

— Jetzt noch?

— Schon mein Vater hat sich ihrer angenommen und auf sein Geheiß ist sie in meinen Dienst übergegangen. Sie muß wohl keine Ahnung davon haben, wer sie eigentlich ist.

— Daß ich schweigen kann, lieber Herr, habe ich bewiesen. Die Frau Gräfin kennt den ganzen Umfang der Schlechtigkeit ihres Herrn Gemals nicht.

Goßler verließ die Curie und erreichte bald seine Wohnung. Frau Anna berichtete, daß der Justizrath da gewesen sei und wohl eine halbe Stunde gewartet habe.

— Hat er keinen Auftrag für mich hinterlassen?

— Er will gegen Abend wiederkommen.

Das Benehmen Anna's war kalt, gemein. Die feine weiße Spitzenhaube mit gelben Bändern, die nachlässig auf ihrem Haupte saß, vermochte nicht ihrem rothen, vollen Gesichte die Noblesse zu verleihen, die sie beabsichtigte. Heute trug die Wirthschafterin ein Kleid von schwarzer Seide und eine schneeweiße Küchenschürze. Der runde Arm, ihr Stolz, war zur Hälfte bedeckt. Eine

Goldkette, das Geschenk Goßler's, schmückte ihren fetten Hals.

Der Rentier betrachtete die Frau, die ihm gefährlich werden konnte.

— Es ist nicht möglich! dachte er. Diese Frau kann nicht als Baronesse geboren sein! Wenn sie Agnes Stiefschwester wäre ... wenn sie es erführe ...

— Freund! unterbrach ihn Anna.

— Was giebt's?

— Der Justizrath ist Ihr Freund ...

— Ich glaube es.

— Fragen Sie ihn doch, was geschehen kann, wenn die Frau Gräfin von Neumark ein Codicill bringt ...

— Halt! Halt! rief Goßler. Ist die Codicillgeschichte noch nicht aus?

— Nein, sie beginnt erst.

Goßler rief in einem strengen Tone:

— Frau, wir müssen in's Reine kommen!

— Meinetwegen! antwortete kalt die Frau.

— Das Ungewisse unsers Verhältnisses kann nicht länger fortdauern.

— Ich bin derselben Meinung.

— Was wollen Sie eigentlich, Anna!

— Was ich will? fragte sie lächelnd.

— Sie verfolgen einen wohl angelegten Plan.

— Wohl möglich!

— Das Andeuten, das versteckte Drohen, das Beruhigen und Wichtigmachen ... treten sie offen hervor. Ich will Gewißheit haben.

Und sie sollte dem Rentier heute werden.

— Sie haben also wirklich, sagte Anna, meine Andeutungen für leere Drohworte gehalten? Das bedaure ich von Herzen. Wie oft haben Sie von Dankbarkeit gesprochen, wie oft von Belohnung ... jetzt sind Sie gesund und Sie behandeln mich wie eine gemeine Köchin, der man Alles gethan hat, wenn man ihr den Lohn gezahlt. Das ist Dankbarkeit! Wollen Sie mir nicht sagen, ich habe eigennützig gehandelt? Das Geld ist mir Nichts, gar Nichts! Sie begreifen wohl, daß ich aus Anhänglichkeit Sie hegte und pflegte, daß mich ein Gefühl für Sie leitete ... Sie haben es nicht begreifen wollen. Gut, so muß ich es Ihnen begreiflich machen.

Goßler zitterte.

— Belehren Sie mich! rief er mit Anstrengung.

Frau Anna seufzte tief und schwer.

— Ach, es ist wohl recht traurig, daß es so kommt! Ich kann nicht anders, ich muß sprechen. Das Codicill also, das mein seliger Mann angefertigt und Ihr Va-

ter unterschrieben und besiegelt hat, kann ich Ihnen vorlegen.

— Anna!

— Sie wissen doch, was das bedeutet? fragte sie mit einem Anfluge von Malice. Das Papier hat sich vorgefunden, ich bewahre es sicher auf. Friederike Goßler soll demnach hunderttausend Thaler erhalten, sobald der Vater gestorben ist.

— Frau! Frau! rief Goßler, die Hand auf den Tisch stützend.

— Und den großen Eichenforst, der früher einem gewissen Baron gehört hat. Die Ackerstücke und Wiesen sollen beisammen bleiben. So steht in der Verfügung, die Herr Goßler kurz vor seinem Tode erlassen hat. Aus welchem Grunde mein Mann dieses Papier zurückbehalten, weiß ich nicht; wenn aber Friederike es erhielte, würde sie jedenfalls einen neuen Prozeß gegen den Bruder erheben, der sich im Besitze des väterlichen Vermögens befindet.

Die Wirthschafterin schwieg einige Augenblicke und weidete sich an dem Eindrucke, den ihre Worte hervorgebracht hatten. Goßler sah düster auf den Tisch.

— Weib, fuhr er auf, glauben Sie denn, daß ich um das Papier gewußt habe?

— Ich glaube Nichts!

— Wenn eine Schurkerei vorliegt, so hat sie Ihr Mann verübt.

— Was kümmert mich mein Mann? Ich war unglücklich verheirathet, das ist hinlänglich bekannt. Streiten wir doch nicht, mein lieber Freund ... um Sie zu schonen, habe ich die Papiere meines traurigen Mannes fest verschlossen gehalten ... ich kannte ja gewisse Dinge ... Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Sie oft getröstet habe, daß ich Ihnen gesagt, Sie könnten ganz ruhig sein? Heute stelle ich Ihnen das Papier zur Verfügung ... es ist hunderttausend Thaler und einen stattlichen Forst werth. Wir können uns ja leicht vereinigen ... dann verbrennen Sie das Papier und es kräht kein Hahn darnach.

— Was verlangen Sie? fragte Goßler.

— Etwas, das zu gewähren Ihnen nicht schwer fallen kann.

— Sprechen Sie doch!

Frau Anna sah verschämt auf ihre Küchenschürze, deren Zipfel sie in den fleischigen Fingern hielt.

— Eberhardt, muß ich Ihnen noch sagen ... Regt sich kein Gefühl in Ihrer Brust, das mir entgegenkommt? denken Sie an die Vergangenheit ... an die trüben und heiteren Stunden ... wir sind für einander geschaffen! Ich weiß mich in Ihre Launen zu schicken ... bin durch

Gewohnheit und Zuneigung so an Sie gefesselt ... daß es mein Unglück wäre, wenn wir uns trennen müßten. Meine Ehre erfordert ...

— Verstehe ich Sie recht, Frau?

— Ich bringe Ihnen ein werthvolles Papier als Mitgift zu.

— Das, das ist es?

— Sie haben mir so oft gesagt, daß ich Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit mir erworben ...

— Ich verheirathe mich nicht mehr! rief Goßler zornig.

Anna trat erschreckt von dem Tische zurück.

— So! sagte sie malitiös.

— Die Leute würden mich auslachen!

— Ich denke, Sie kümmern sich um die Leute nicht?

— Lassen wir das; an eine Heirath ist nicht zu denken. Wir sind Beide zu alt ... können ja doch beisammen bleiben.

Die Wirthschafterin stemmte beide Fäuste in die Seite und rief erboßt:

— Beisammenbleiben? Seht doch, welch eine Zumuthung! Sie sind schuldig und verbunden mir die Ehre zu retten, die ich in Ihrem Dienste preisgegeben habe. Man spricht Manches und Vielerlei über mich, das kann

nicht so fortgehen. Beweisen Sie, daß Sie es aufrichtig gemeint haben ... meine Ehre geht mir über Alles! Bin ich Ihre Frau, so hat die Welt Respect vor mir, und auch vor Ihnen! Vergessen Sie das nicht, mein Freund! Den Mann, dem ich angehöre, kann ich schützen ... den aber verlasse ich, der meine Ehre mit Füßen tritt. Ich bin mit dem besten Rufe von der Welt in Ihr Haus gekommen ... verachtet und verlacht will ich nicht hinausgehen. Ueberlegen Sie ... nach einer Stunde werde ich mir Antwort holen.

Sie wollte das Zimmer verlassen.

— Halt! rief Goßler. Kommen wir auf der Stelle in's Reine!

— Wie?

— Sie prahlen so viel mit Ihrer Ehre, meine Beste!

— Den möchte ich sehen, der sie anzugreifen wagt! rief Anna, deren Gesicht blutroth geworden war.

— Ich greife sie an!

— Herr Goßler!

— Sie haben den Schulmeister schon betrogen! rief der Rentier, mit dem Finger auf sie deutend. Hätte der gute Mann gewußt, was ich weiß, er würde die schöne Anna nicht heimgeführt haben.

— Was wissen Sie denn? kreischte die Witwe. Heraus mit der Sprache oder ich . . .

— Ereifern Sie sich nicht, Sie sollen es hören. Es ist überhaupt gut, daß wir uns gegenseitig reinen Wein einschenken. Ich habe einen gewissen Carl Biber kennen gelernt . . . Ah, der Name wirkt!

Anna's Gesicht hatte sich plötzlich entfärbt.

— Was ist es mit dem Manne? stammelte sie.

— Soll ich noch mehr sagen?

— Sie sind ein Ungeheuer! rief die Wirthschafterin, deren Zorn sich in Thränen Luft machte. Ich sehe schon, Sie wollen mich abschütteln wie eine lästig gewordene Person und darum greifen Sie zu verruchten Mitteln. Wer, wie ich, eine lange Reihe von Jahren treu gedient hat, sollte wohl anders behandelt werden. Ich habe mich in Ihnen getäuscht . . .

— Anna, Sie sind nie aufrichtig gegen mich gewesen, Sie haben sich in mein Vertrauen geschlichen, um endlich, wie heute geschehen, gegen mich aufzutreten. Ich durchschaue Sie, ich durchschaue Sie ganz! Es gab eine Zeit, in der mich körperliche Leiden des Scharfblicks beraubten, dessen ich zur rechten Würdigung der Menschen und Dinge bedurfte. Da habe ich mich ausgesprochen gegen Sie, habe Manches geäußert, was ich hätte in mir verschließen sollen. Und Sie mißbrauchen nun meine

Schwäche, um sich zu bereichern. Das ist schändlich, infam! An das Codicill, das Sie gefunden haben wollen, glaube ich nicht ... Hat indeß mein Vater ein solches hinterlassen, wird es als echt erkannt, so werde ich dem darin ausgesprochenen Willen des Verstorbenen getreulich nachkommen. Sie wollen mich eines Meineides überführen? Boshaftes Weib, das ist nicht wohlgethan! Das Criminalgericht wird fragen: wo ist das Kind, das Anna in der Einsamkeit des Dorfes geboren hat? Kann Anna auf diese Frage ebenso ruhig antworten „ich weiß es nicht“, als ich auf die Frage bezüglich des Testaments meines Vaters antworten konnte „ich weiß es nicht, daß ein Codicill existirt“ ... dann mag sie es auf eine Untersuchung ankommen lassen. Ich bin kein Denunciant; aber ich werde es, wenn man meine Ehre angreift. Wo ist das Document? Anna, ich fordere das Document!

— Daß Sie es vernichten?

— Elende Person! Da zeigt sie sich ohne Larve ... Wo ist das Document? wiederholte Goßler heftig. Ich mache reine Wirthschaft in meinem Hause und in meiner Familie.

Die Witwe nahm abermals die herausfordernde und zugleich drohende Stellung an, indem sie die Fäuste auf die Hüften stemmte und schrie:

— Das mir? Das mir?

— Kindesmörderin! rief Goßler.

Anna zuckte wie vom Blitze getroffen zusammen. Die starke Frau bebte an allen Gliedern.

— Das ist eine schwere Beschuldigung! stammelte sie. Ich habe nicht gemordet, habe meine Hände nicht mit Blut besudelt. Wahr ist's, daß ich die an mir verübte Schändlichkeit verschwiegen . . . ein entehrtes Mädchen ist das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erde . . . wen trifft die Schmach? Die Geopferte, die Betrogene; nie den schurkischen Mann! Sie kennen ihn, Sie haben es mir gesagt . . . ich biete Ihnen einen Tausch an . . . Sie erhalten die Anweisung Ihres Vaters, wenn Sie mir sagen, wo ich Karl Biber finde, den Zerstörer meines Glücks! Ich gebe Ihnen Alles, auch meine Ersparnisse! Sie sollen mir keinen Dank mehr schulden, wir sind quitt . . . ich bin Ihnen noch zu Danke verpflichtet . . . Wo ist Karl Biber? Ich will, ich muß ihn sprechen! Von ihm kommt die Beschuldigung, ich sei eine Kindesmörderin . . . nur von ihm! ich hole das Papier . . . will keinen Vortheil davon ziehen . . . so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde! Aber unter der schweren Anklage will ich nicht leiden. Wissen Sie, wo der Verbrecher ist? Deuten Sie es mir an . . . ich suche ihn, ich beseitige alle Hindernisse . . . Karl, Karl!

Die Witwe hob die geballten Fäuste zum Himmel

empor. Ihre Lippen zuckten, ihre Augen flammten, ihr Athem ging kurz und rasch.

-- Karl! Karl! wiederholte sie stöhnend.

Die ganze Leidenschaftlichkeit ihres Charakters drückte sich in dem Tone aus, in dem sie diese beiden Worte sprach. Anna war kein Weib mehr, sie war ein Mann, der plötzlich Gelegenheit findet, die lange verhaltene Rache zu kühlen, die Rache an dem Todfeinde. Und sie vergaß Alles: ihren Vortheil, den zu erlangen sie künstlich vorbereitet; das Versprechen, das sie dem Commissionsrathe gegeben, die Sorge für den Rest ihres Lebens. Ein unheimlich, erschreckendes Bild stand sie vor dem erstaunten Goßler.

— Was beginne ich? fragte er sich. Soll ich weiter gehen?

Anna raffte sich zusammen und verließ rasch das Zimmer.

Goßler blieb wohl zehn Minuten allein.

— Der Graf hat Unheil angerichtet, wohin er den Fuß gesetzt! murmelte er. Was wird er vollbringen, wenn wir ihn nicht ohnmächtig machen? Agnes ist elend, ich bin es und diese hier nicht minder! Kann mir Anna nicht helfen?

Die Rachelust erwachte mit neuer Gewalt. Den

Mann vernichten, der ihn vernichtet, war für den Rentier ein süßer Gedanke.

— Es sei! rief er. Es sei! Ich verliere Nichts, ich gewinne nur.

Plötzlich ward die Thür geöffnet.

Anna trat wieder ein. Sie trug ein Papier in der Hand.

— Eberhardt, rief sie, ich bin Ihnen eine treue Dienerin gewesen ... zahlen Sie mir heute den Lohn, der mir gebührt! Hier ist das Codicill Ihres Vaters...

Sie hielt das Papier hoch empor.

— Anna täuschen Sie mich nicht?

— Lesen Sie!

Goßler empfing das vergilbte Papier, das aussah, als ob es lange gelegen hätte. Er las.

— Die Handschrift des Schulmeisters! murmelte er. Der Namenszug und das Siegel meines Vaters ... Alles trifft zu ... Das Document ist echt!

Bleich und zitternd las er die Zeilen noch ein Mal.

— Vater! Vater! rief er mit schmerzlichem Ausdrucke. Du hast nicht recht an mir gehandelt! Was habe ich denn gethan? Es lastet kein Meineid auf meiner Seele, ich habe nach bestem Wissen geschworen! Und doch ist hier ein Document, das ich für echt halten muß!

Anna war ihm näher getreten.

— Behalten Sie es! sagte sie leise und zitternd. Ich habe dieses Papier nie gesehen, ich kenne es nicht!

— Was verlangen Sie dafür?

— Nur wenig. Wo finde ich Karl Biber? Sie wissen es doch?

— Ich weiß es, ja!

— Man hält mich in dem Verdachte eines gräßlichen Verbrechens . . . ich soll ein zartes Kind gemordet haben! Im Namen Gottes: wo ist der Nichtswürdige, der mich verdächtigt hat? Nur das, nur das will ich wissen! Lebte er auch tausend Meilen von hier . . . ich wanderte Tag und Nacht bis ich ihn erreichte!

Die Witwe hatte leise, aber fest und entschieden gesprochen. Ihre dunklen Augen hafteten starr auf dem Rentier.

— Anna, Sie brauchen nicht weit zu gehen! Jener Karl ist ein Graf ...

— Ein Graf?

— Der Bruder meines Schwagers ...

— Gott im Himmel!

— Constantin von Neumark!

Anna bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Es schien als ob sie weinte. Plötzlich ließ sie die Hände sinken und sah mit glühenden Augen den Rentier an.

— Wo ist er?

— Hier in der Stadt! Gehen Sie in das Hotel zum Kranich ... Sie treffen ihn wohl noch. Rechnen Sie ab mit ihm...

— Das werde ich! rief stolz die Witwe. Ich habe den Groll getragen, der mir das Herz zernagte, habe auf den Zufall gehofft, daß ich meinem Todfeinde noch einmal begegnen würde ... habe ich ihn getroffen, so verehre ich Sie als meinen größten Wohlthäter. Dann auch sage ich noch mehr ... Sie werden sehen, daß ich dankbar sein kann. Vielleicht gehe ich unter; aber ich habe mich gerächt!

Goßler starrte noch das Papier an, als sich Anna längst entfernt hatte. Da ward der Justizrath gemeldet.

— Lies! rief der Rentier dem Freunde entgegen. Dann sage mir, ob ich einen Meineid geschworen habe.

Der bestürzte Justizrath hatte gelesen.

— Ein in alter Form abgefaßtes Codicill! sagte er dann. Wie ist es in Deine Hände gekommen?

— Meine Wirthschafterin, die Witwe des verstorbenen Schulmeisters Senk, hat es unter den Papieren ihres verstorbenen Mannes gefunden.

Nun erzählte Goßler Alles. Nach einer Viertelstunde kannte der Justizrath die Vorgänge, wie sie der Freund kannte.

— Das ist ein schreckliches Drama! sagte der Jurist. Mögen sich die Scenen, bei denen Du nicht betheiligt bist, fern von Dir und ohne Deine Mitwirkung abspielen ...

— Soll ich das Papier vernichten?

— Nein!

— Ich finde Charlotten ab ... Friederike hat durch Burger diese Schrift erschlichen. Was bleibt mir, wenn ich beiden auszahle? Nicht so viel, daß ich leben kann. Ist diese Witwe jene Charlotte, die wir suchen ... ich kann den Gedanken nicht fassen! Rathe, hilf mir, Freund!

— Dann muß ich die Verhältnisse in Deinem Vaterhause näher kennen.

— Friederike ist um ein Jahr jünger als ich. So lange ich denken kann, kenne ich sie als meine Schwester. Die erste Jugend verfloß ruhig ... als meine Mutter starb, empfanden wir den Verlust nicht in seinem ganzen Umfange, wir waren noch zu jung. Der Pfarrer Franke, ein Freund meines Vaters, ertheilte uns den ersten Unterricht. Als ich zwölf Jahre zählte, bezog ich das Gymnasium in der Stadt. Da schon lernten wir uns kennen, Brand, und schlossen Freundschaft. Auch Jäger gesellte sich zu uns ... Du weißt es ja. Ich besuchte nur selten Wiborn, und geschah es, so begleitete mich einer der Freunde, mitunter auch waren sie Beide

bei mir. Du hast meinen Vater gekannt; er war ein schlichter geachteter Landmann, der sonntäglich zwei Male die Kirche besuchte und den Armen nach Kräften Gutes that. Auf seine Kinder verwandte er viel; er schickte auch Friederiken in eine kostspielige Pension und ließ sie zur großen Dame erziehen. Die Veranlassung dazu gab, wie ich Grund habe zu vermuthen, der Pfarrer, der meinen Vater beherrschte. Ich bezog die Universität, um Cameralwissenschaft zu studiren. In diese Zeit fällt meine Bekanntschaft mit Agnes, der Baronesse von Kronfeldt. Ich lernte aber auch den Grafen kennen ... Du weißt es ja. Nachdem ich meine Studien vollendet, kehrte ich in die Heimath zurück. Mein Vater drang darauf, daß ich das Gut übernehmen solle, das sein schuldenfreies Eigenthum und eins der stattlichsten in der Gegend geworden war. Eine Staatscarrière zu machen fehlte mir die Lust, ich hatte Selbstvertrauen und Muth verloren, seit mir die Hoffnung auf Agnes' Besitz abgeschnitten. Offen gestanden, es hatte sich meiner eine Melancholie bemächtigt, daß mir das Leben zur Last ward. Ich machte große und lange Reisen, um mich zu zerstreuen, denn die Dorfeinsamkeit ekelte mich an. Während meiner Abwesenheit hatte der Graf von Neumark, den sie in der Stadt kennen gelernt, um die Hand meiner Schwester angehalten. Der Name schon durchschnitt mir

die Seele. Ich konnte es leider nicht verhindern, daß die Trauung vollzogen wurde. Als ich von meiner letzten Reise zurückkam, war Friederike Gräfin von Neumark. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, den Bruder meines Todfeindes als Schwager anzuerkennen und immer mußte ich mir sagen, daß diese Menschen Unglück bringen, wohin sie den Fuß setzen. In unserer Familie sollte diese Annahme zur schrecklichen Wahrheit werden. Als ich meinem Vater sagte, der Graf habe meine Schwester des muthmaßlichen Vermögens wegen geheirathet, antwortete er: „sie hat es gewollt und des Menschen Wille ist sein Himmelreich; Friederike mag sehen wie sie mit ihrem Manne fertig wird.“ Seit der Heirath war eine auffallende Veränderung mit dem alten Vater vorgegangen; ohne gerade krank zu sein ward er täglich hinfälliger, so daß ich ein Seelenleiden vermuthete. Früher war er fromm gewesen, jetzt ward er Frömmler. Ich habe oft die herbsten Ermahnungen hören müssen wegen meines gottlosen Lebenswandels, und doch hatte ich mir Nichts zu Schulden kommen lassen. Ich sollte in der Bibel lesen und die Kirche besuchen, so oft die Thüren derselben geöffnet waren. Der Einfluß des Pfarrers machte sich stark bemerkbar. Trotzdem hielt mein Vater auf Geld, habsüchtig scharrte er zusammen und geizig behielt er, was er im Kasten hatte. Wenn

ich zur vortheilhaften Anlegung der Kapitale rieth, ward ich grob abgewiesen. Der alte Mann sprach oft von seinem Tode und nahm mir das Versprechen ab, die Grundstücke des Guts beisammen zu halten, damit es eine große Besitzung bleibe. Es war dies eine Schwäche, die ich respectirte. Auf die Frage, was im Falle einer Theilung mit Friederiken werde, antwortete er: „Du wirst sie durch baares Geld entschädigen und ich werde dafür sorgen, daß baares Geld vorhanden ist.“ Die Briefe Friederike's waren ihm mehr als unangenehm, er zitterte, so oft der Postbote unser Haus betrat. Ich konnte mir das seltsame Benehmen des alten Vaters nicht erklären, der stets einen festen Charakter gezeigt und offen gehandelt hatte. Unruhig und ängstlich schlich er durch die Räume des Guts, Jeden mit Argwohn betrachtend. Das Thurmzimmer, in dem er die Kasse aufbewahrte, war sein Lieblingsaufenthalt. Außer dem Schreiber Jonas besaß Niemand sein Vertrauen in geschäftlichen Angelegenheiten, sonst war der Pfarrer sein Berather, der fast täglich erschien. Ein trüber Geist, den der Wohlstand nicht zu verscheuchen vermochte, herrschte in unserm Hause. Als ich von einer Reise zurückkam hörte ich, daß Friederike mit ihrem Manne einen Besuch abgestattet hatte. Ich mußte mich darüber wundern, denn der leichtsinnige und verschwenderische Graf, der Schulden auf das zu

erwartende Vermögen seiner Frau machte, war ihm, dem Vater, ein Dorn im Auge. Und doch nahm er stets die Partie des Mannes, wenn zufällig die Rede auf ihn kam. Er schien den Grafen zu fürchten oder doch einen Respect vor ihm zu haben, der an Furcht grenzte. Sicher ist, daß er dem Schwiegersohne heimlich Unterstützungen zufließen ließ, und eben so sicher ist es, daß er gezwungen unterstützte. Ich wollte das Verhältniß kennen lernen, um meinen Vater zu schützen. Soviel ich auch fragte; ich erhielt keine Antwort. Nun nahm ich zu anderen Mitteln meine Zuflucht . . . ich beobachtete. Da sah ich, daß der Vater einen Brief seines Schwiegersohnes erhielt, den er in einem Wandschranke verbarg, nachdem er ihn mit sichtlichem Verdrusse gelesen hatte. „Vater, laß mich den Brief lesen!" bat ich.

Der alte Mann gerieth in Verlegenheit.

„— Nein, nein! rief er.

„— Es wäre doch gut, wenn wir dem vornehmen Verschwender das Handwerk legten, das er mit gräßlicher Unverschämtheit betreibt.

„— Ich schicke ihm nichts!

„— Und doch, Vater.

„— Wer sagt das? rief der alte Mann. Ich lasse mich nicht zwingen; was ich nicht aus freiem Antriebe thue, unterbleibt.

„— Der Graf ist ein Spieler und Schlemmer, der keine Theilnahme verdient. Man kennt diese Familie . . .

„— Kennst Du sie? rief erschreckt der Vater.

„— Auch der Bruder Deines Schwiegersohns ist ein Schurke, der eine Baronesse von Kronfeldt, eine liebenswürdige und edele Dame, unglücklich gemacht hat. Aber warum zitterst Du, Vater? Gieb mir Vollmacht mit dem Blutsauger zu verhandeln und ich werde der Wirthschaft rasch ein Ende machen.

„— Eberhardt, fuhr der Greis auf, kümmere Dich um Deinen Schwager nicht! Ich fordere es von Dir, ich befehle es sogar! Wie lange werde ich denn noch leben? Es ist Alles vorbei sobald mir der Tod die Augen zudrückt.“ Als ich Vorstellungen zu machen versuchte und endlich den Entschluß aussprach, den Grafen durch einen scharfen Brief zur Ruhe zu verweisen, rief mein Vater entsetzt: „Mensch, willst Du mich morden? Thust Du einen Schritt in der Sache, die mich allein angeht, so hast Du aufgehört mein Sohn zu sein. Ich enterbe, ich verstoße Dich! Soll ich denn gar keine Freude an meinen Kindern erleben? Mein Gott, es ruht ein Fluch auf meiner Familie!“ Plötzlich ging er aus dem drohenden Tone in einen bittenden über: „Eberhardt, sagte er fast weinerlich, sei ein guter, ein gehorsamer Sohn und ich

werde Dich noch segnen, wenn mir der Tod auf den Lippen schwebt. Beaufsichtige die Wirthschaft, ohne Dich um die übrigen Dinge zu kümmern. Willst Du das?" Der Greis bat so rührend, daß ich versprach, seinen Willen zu erfüllen. Nun war es eine Zeit lang ruhig; trotzdem ward der Zustand meines Vaters bedenklicher, mir schien als ob er von Gewissensbissen gepeinigt würde. Täglich hatte er geheime Unterredungen mit dem Pfarrer, kam dieser nicht auf das Gut, so ging mein Vater nach dem Pfarrhause oder in die Kirche. Oft habe ich Nachts gehört, daß er ruhelos die Zimmer durchschlich und schmerzliche Klagen ausstieß. Was quälte den armen Mann? Warum theilte er sich mir, dem Sohne, nicht offen mit? Da nahm ich mir vor, um jeden Preis klar zu sehen. Bei dem Pfarrer konnte ich nichts ausrichten, der Mann machte mir zum Vorwurfe, daß ich den Vater gegen meine Schwester einzunehmen und ihr die Unterstützungen abzuschneiden suche. So mußte ich denn auf eigene Faust handeln. Der Zufall kam mir zu Hülfe. Einst betrat ich Morgens früh, es war im Spätherbste, die Schreibstube. Da sah ich, daß die Eisenthür des kleinen Wandschrankes nicht fest verschlossen war, sie zeigte eine Spalte. Ich griff danach und die Thür öffnete sich. Der Riegel hatte die Wand nicht erreicht. Es war leicht zu begreifen, daß mein Vater, der in der Nacht dort gewesen,

ein Versehen begangen hatte. An einen Diebstahl konnte ich nicht glauben, da Spuren eines gewaltsamen Aufbrechens nirgends zu bemerken waren. Die Geldrollen lagen wohlgeordnet in den Fächern. Ich ergriff einen Brief, der auf den Rollen lag. Er war „Baron von Kronfeldt" unterzeichnet. Du kannst ermessen, daß dieser Name mich besonders interessirte. Gierig las ich die Zeilen, die mit fester Hand geschrieben waren. Und was erfuhr ich? der Baron drohete mit Zurückziehung des Gutes, wenn der versprochene Todtenschein nicht binnen drei Wochen eingesandt würde. In einem zweiten Briefe ward der Empfang des Todtenscheins angezeigt und die Uebersendung des Kaufcontracts über das Gut in Aussicht gestellt. Die übrigen in dem Briefe enhaltenen Andeutungen konnte ich mir nicht erklären. Beide Briefe waren alt und vergilbt und trugen die Spuren häufiger Berührung; sie mußten durch einen Boten übersandt sein, da die Postzeichen fehlten. Der Gedanke drängte sich mir auf: Dein Vater hat das Gut nicht gekauft, er hat es vielleicht durch ein Verbrechen erworben. Ich glaubte mir seinen Gemüthszustand, sein seltsames Beginnen nun erklären zu können. Der Todtenschein, der Todtenschein! summte es vor meinen Ohren. Wessen Tod soll bescheinigt werden? Der vertraute Umgang mit dem Pfarrer, meines Vaters häufige Kirchgänge, die Furcht

vor dem Grafen, der nicht genug des Geldes erhalten konnte . . . es drängten sich mir schreckliche Vermuthungen auf, wenn ich alle diese Verhältnisse zusammenstellte. Ich suchte weiter in dem Schranke. Da fand ich ein altes Gesangbuch meiner Mutter. Ich öffnete es . . . auf dem ersten Blatte standen, nach der Sitte der Landbewohner jener Gegend, die Geburtstage der einzelnen Familienglieder. Der Geburtstag Friederike's fehlte. Tief unten auf dem Blatte las ich den Todestag meiner Mutter. Darunter stand der Name Charlotte von Kronfeldt, von der Hand meines Vaters geschrieben. Ich legte das Buch in den Schrank zurück und holte ein starkes Papier hervor. Es war die Urkunde, wonach der Baron von Kronfeldt meinem Vater das Gut Wiborn abtrat, das ihm nach dem Tode seiner Tochter Chalotte, die ihm seine zweite Frau, eine geborene von Soden, geschenkt, als Erbe zugefallen sei. Der Baron begab sich aller Ansprüche und bekannte, das bedungene Kaufgeld baar und richtig empfangen zu haben. Ich war so tief in das Lesen dieses Documents versunken, daß ich den Eintritt meines Vaters nicht gewahrt hatte.

„— Unglücklicher, rief er im Tone höchsten Schreckens, willst Du mich bestehlen?

Und drohend streckte er die geballten Fäuste aus, die sich bebend vor meinen Augen bewegten.

„— Nein, Vater, antwortete ich; aber es ist gut, daß ich einen tiefen Blick in Deine Verhältnisse gethan.

„— Der Schrank ist erbrochen!

„— Du hast ihn in der Nacht schlecht verschlossen . . .

„— Lüge nicht!

„— Ich schwöre es bei dem Andenken an die selige Mutter: die Thür war offen.

Jetzt erkannte der alte Mann das Document. Wie ein Rasender riß er es mir aus der Hand.

„— Da steht's, rief er, da steht's . . . ich habe das Gut gekauft! Du hast wohl gezweifelt, hast Dir Beweise schaffen wollen? Zweifle nicht an meiner Ehre!

Der alte Mann hielt das Papier hoch empor. Und dabei glüheten seine Augen wie die eines Wahnwitzigen. Ach, ich werde das schreckliche Bild nie vergessen! seufzte Goßler. Mein armer Vater war halb angekleidet, war kaum dem Bette entstiegen; die Angst hatte ihn wohl getrieben, nach seinem Schranke zu sehen. Ich wollte ihn beruhigen und versicherte, daß ich nur des Grafen wegen die Dinge näher kennen lernen möchte. Er warf das Document in den Schrank und verschloß die Thür, die er dann mit beiden Händen zitternd betastete.

„— Vater, begann ich, sprechen wir nun ein offenes Wort.

„— Will mein Sohn mich verhören? rief er höhnend.

„— Nein.

„— Was will er denn?

— „Er will das Mittel kennen lernen, das seinem Vater die Seelenruhe zurückgiebt.

„— Habe ich denn keine Seelenruhe?

„— Vater, leugne nicht . . .

„— Meine Ehre ist unverletzt, mein Gewissen ist rein!

„— So bedarf es nur einer gegenseitigen Erklärung, um ein Mißverständniß zu lösen, das Dir Kummer macht. Und Du hast Kummer, Vater!

„— O, ich bin immer heiter gewesen!

Bei diesen Worten verzerrten sich seine braunen Züge zu einem entsetzlichen Lächeln, das mir Mark und Bein durchschnitt. Ich nahm mir vor den Augenblick nicht ungenützt entfliehen zu lassen und den alten Mann zu einem Geständnisse zu bewegen.

„— Vater, fragte ich fest, was ist's mit Charlotte von Kronfeldt?

Er schwankte zurück und hielt sich mit der Hand an dem Tische.

„— Laß das! Laß das! rief er. Wer hat Dir diesen Namen genannt? Warum fragst Du?

„— Wo ist Charlotte?

„— Frage mich nicht weiter!

„— Ich nehme an, daß ein Verbrechen begangen ist, wenn Du mir nicht das Gegentheil darthust. Alles spricht für meine Annahme: der Todtenschein, die Cessionsurkunde . . .

Der Vater starrte mich an.

„— Ich bin kein Verbrecher! stammelte er mit tonloser Stimme. Der Todtenschein ist ausgestellt; aber Charlotte lebt.

„— Wo?

„— Ich weiß es nicht!

„— Vater, befreie Deine Seele von der schrecklichen Angst, die Dich martert, die Dir das Leben zur Hölle macht! bat ich dringend. Ich kann es nicht länger mit ansehen, daß Du wie ein Verbrecher lebst, der täglich, stündlich entdeckt zu werden fürchtet. Sage mir Alles, und ich ordne die verhängnißvolle Angelegenheit. Mir gilt ein Vermögen, das durch Blut erworben, Nichts!

„— Durch Blut? rief der Alte. Es ist kein Blut geflossen! Meine Hände sind rein, ich kann sie erheben zum Gebet, kann die Bibel berühren und das heilige Abendmahl genießen. Das schwöre ich zu dem großen allmächtigen Gotte, der Alles hört und sieht!

„— Warum zitterst Du? Warum flieht Dich die Ruhe?

„— Man trachtet nach dem Vermögen, das ich erworben habe, nach meinem Gelde und Gute! Man gönnt es mir nicht! Und doch habe ich nur für Dich gesorgt, für meinen Sohn, der mein Stolz und meine Freude ist! Ich gebe Nichts heraus, ich lasse keine Scholle Erde mir erpressen!' Alles, wie es ist, soll Dir bleiben . . . In meinem Schranke liegt Geld . . . verwende es, wenn Charlotte kommen sollte.

— Wer ist Charlotte? Wo ist sie? Sollte vielleicht Friederike . . .

Der Greis erlag der gewaltigen Gemüthserregung; er taumelte auf den nächsten Stuhl und ließ das Haupt auf die keuchende Brust herabsinken. Ich mußte ihn zu Bett bringen. Dabei bewahrte er den Schlüssel seines Schrankes in einem Ledertäschchen, das er auf der Brust trug. Ich wollte den Arzt rufen lassen; der Kranke litt es nicht. Er gab als Grund an, daß er ohne menschliche Hülfe genesen würde, wenn er nach Gottes Willen noch länger leben solle. Sei es der Rathschluß des Allerhöchsten, so müsse er sterben und wenn sich alle Aerzte der Erde an seinem Bette versammelten. Wochenlang ward der Kranke an sein Bett gefesselt. Ich pflegte ihn wie es mir als Sohn Pflicht war. Daß ein Vergehen

vorlag, ließ sich nicht mehr bezweifeln; bei dem hartnäckigen Schweigen des Kranken konnte ich aber nicht erforschen, wie es verübt. Mein Vater genas so weit, daß er das Bett verlassen konnte. Sein erster Weg war zu dem Schranke, dessen Inhalt er sorgfältig untersuchte. Er schien zufrieden zu sein, denn er verschloß lächelnd die Thür und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Um diese Zeit muß Burger, den ich damals noch für ungefährlich hielt, die Unterschrift des Codicills besorgt haben. Mein Vater ward ruhiger und leitete mit seiner gewohnten Aengstlichkeit die Gutsgeschäfte, obgleich er an das Zimmer gefesselt blieb. Seltsamerweise blieb der Pfarrer aus. Ich sah es gern, da der Vater dem Einflusse des Mannes nicht mehr ausgesetzt ward. Nun traten die Winterstürme ein. Der Greis ward hinfälliger. Der Pastor erschien wieder; ich ließ ihn abweisen, um dem Kranken jede Aufregung zu ersparen. Auch lag es in meinem Plane, vollständige Gewißheit über den Stand der Dinge zu erlangen. Daß Franke mir entgegenwirken würde, wenn es ihm möglich, durfte ich voraussetzen. Ich hatte einst eine heftige Scene mit ihm, als ich das Zimmer des Kranken nicht öffnen wollte.

— Was haben Sie mit meinem Vater zu verhandeln? fragte ich.

— Dinge von Wichtigkeit! war die Antwort.

— So sprechen Sie sich mir aus, ich bin der Sohn vom Hause.

— Ihnen kann ich nur anrathen, sagte der Pfarrer ernst, den Vater gegen die Tochter nicht einzunehmen. Friederike ist Ihre einzige Schwester, vergessen Sie das nicht!

— Ich kenne meine Pflicht, Herr Pastor.

— Besuchen Sie die Kirche und geben Sie Ihren Leuten ein gutes Beispiel; die Gottlosigkeit verbreitet sich immer mehr.

— Es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht, um mich auf den richtigen Weg zu leiten.

— O, Sie machen sich Ihre Moral selbst! rief entrüstet der Pastor. Das ist das große Elend in unserer sich aufgeklärt nennenden Zeit! Die Religion allein zeigt den wahren Weg, den der Christ zu wandeln hat, und noch halte ich Sie für einen Christen.

Ich konnte mich der Frage nicht erwehren:

— Haben Sie auch meinem Vater den Weg angedeutet, den er bis jetzt gewandelt? Antworten Sie, antworten Sie!

— Was wollen Sie sagen? In Ihren Worten liegt ein Vorwurf. Ich habe stets nur zum Guten gerathen

— Ich werde Sie rufen lassen, wenn Ihre Anwesenheit nöthig ist!

Franke ging, nachdem er mir eine fromme Mahnung zugerufen, die ihm der Groll erpreßt. Es war mir unmöglich, dem Manne freundlich zu begegnen, denn ich hielt ihn für einen Gleißner, der eigennützig gewisse Pläne zu erreichen und mir zu schaden suchte. Die Heirath Friederike's mit dem Grafen war sein Werk und die Ueberzeugung stand in mir unerschütterlich fest, daß er um den Handel mit dem Baron von Kronfeldt wußte. Nur er konnte den Todtenschein Charlotte's, den Preis für das Gut, ausgestellt haben. Vielleicht hätte ich klug gehandelt, wenn ich dem Pfaffen energisch zu Leibe gegangen wäre; aber ich wagte es nicht aus Rücksicht für meinen Vater. Ich wollte erst eine Grundlage zu den einzuleitenden Verhandlungen haben. Mir war als ob der Pfarrer käme, um sich den Lohn für geleistete Dienste zu holen. Wenn dies der Fall, so schloß ich, mußte er selbst mit der Sprache herausrücken und sich der Theilnahme an der Gesetzwidrigkeit anklagen. Wiederum verfloß einige Zeit. Die Kräfte meines Vaters schwanden sichtlich. Von ärztlicher Hülfe durfte ich nicht sprechen, er ward zornig, wenn ich darauf hindeutete. Da kam die Kunde, daß der Schulmeister Senk schwer krank liege. Ich weiß heute noch nicht, wer sie meinem Vater hinterbracht; aber ich vermuthe, daß Burger der Bote gewesen, der, wie ich später

erfahren, die Correspondenzen zwischen unserm Hause und der Pfarre besorgte.

— Eberhardt, sagte der Kranke eines Tages, wenn der Schulmeister stirbt, wollen wir seine Witwe ins Haus nehmen.

— Warum, Vater?

— Frau Anna ist eine tüchtige Wirthschafterin und mit der alten Dorothee geht es nicht mehr. Es ist gut, daß wir eine junge Kraft gewinnen, sonst reißt die Unordnung zu weit ein.

Ich konnte vernünftigerweise Einwendungen dagegen nicht machen und schwieg; aber ich befragte den Arzt um den Schulmeister und erhielt die Antwort, daß der Kranke sein Leben noch lange hinschleppen könne. Um diese Zeit mußte ich eine Reise unternehmen; ich konnte es, da sich mein Vater leidlich wohl befand. Als ich ihm meinen Entschluß mittheilte, willigte er sofort ein. „Zerstreue Dich, mein Sohn, sagte er, Du hast der trüben Zeiten genug verlebt; Burger ist ein tüchtiger Verwalter, ich kann mich auf ihn verlassen."

— Vater, ich fordere ein Versprechen von Dir!

— Was, mein Sohn?

— Traue dem Pfarrer nicht.

— O, ich weiß, was ich von dem Manne zu halten habe; er ist habsüchtig.

— Was fordert er denn?

— Ein Stück Wiese, das ich zwar leicht entbehren kann, aber doch gern behalten möchte.

— Unternimm Nichts ohne mich, die Leute sind zu tückisch. Hast Du den Pastor abzufinden, so warte bis ich zurückgekehrt sein werde.

— Es ist wahr! murmelte traurig der Greis. Man kann seinem besten Freunde nicht mehr trauen.

— Halt! rief der Justizrath. Ich muß Dich unterbrechen. Nach Lage der Dinge hättest Du nicht reisen sollen, Deine Anwesenheit in Wiborn war nöthiger als je. Was trieb Dich fort?

Goßlers Stirn legte sich in Falten.

— Mein Freund, antwortete er, vielleicht hätte ich anders gehandelt, wenn ich damals nicht in der traurigsten Gemüthsstimmung gelebt hätte, die sich eines Menschen bemächtigen kann. Der Verlust meiner Agnes hatte mich fast um den Verstand gebracht; ich dachte nur an sie und klagte den einsamen Feldern und Hainen mein Leid. Mir war, als ob ich nie wieder glücklich werden könne. Den Grafen haßte ich wie die Sünde. Von einem unbestimmten Gefühle geleitet schrieb ich an Jäger, der damals bei einer alten Tante, die er zu beerben hoffte, in Straßburg lebte. Ich klagte ihm meine Noth und bat ihn, er möge Erkundigungen über Agnes einziehen. Da schrieb

er mir zurück, Agnes wohne in Straßburg und sei so gut wie getrennt von ihrem Manne, der ein wüstes Leben führe und das Vermögen seiner Frau vergeude. Der alte Baron von Kronfeldt, der seine Tochter zu der unglücklichen Ehe gezwungen habe, sei vor Gram und Reue gestorben. Zugleich lud mich Jäger zu einem Besuche ein. Da litt es mich nun nicht länger in Wiborn, zumal da ich hoffte, Näheres über das Verhältniß des verstorbenen Barons zu meinem Vater zu erfahren, dessen Abneigung gegen Friederike immer deutlicher hervortrat. Der verschlossene, in sich gekehrte Mann hatte nie wieder den Namen Charlotte genannt, und doch, das sah ich, peinigte ihn eine gräßliche Seelenangst. Als ich Abschied nahm sagte er bewegt: „Bleibe nicht so lange, mein Sohn, und hüte Dich vor Unglück; meide Deinen Schwager, er ist kein guter Mensch. Denke stets daran, daß ich für Dich gearbeitet habe.“

Er drückte mich an seine Brust.

Ich reiste ab.

In Straßburg traf ich Jäger, der mich mit ungeheuchelter Freude empfing. Ich vertraute ihm mein Geheimniß an und bat ihn, er möge mir behülflich sein das Dunkel aufzuhellen. Er versprach es. Von dem Jugendfreunde durfte ich Discretion erwarten. Wir forschten gemeinschaftlich und erfuhren, daß Agnes sehr un-

glücklich lebe. Justus, den alten Diener, zogen wir in unser Vertrauen. Als ich nach Monaten abreiste wußte ich nur, daß mein Vater ein Kind angenommen und sich verpflichtet habe, es wie seine eigene Tochter zu erziehen, aber niemals zu verrathen, woher es ihm gekommen sei. Dafür hatte er das Gut erhalten. Agnes zu sehen, wonach ich mich so gesehnt, war unmöglich gewesen. Bei meiner Ankunft in Wiborn erfuhr ich, daß der Schulmeister gestorben und seine Witwe Wirthschafterin geworden sei. Frau Anna sagte mir auch, daß der Vater Besuch gehabt habe. „Von wem?" der Herr Graf und die Frau Gräfin sind dagewesen, war die Antwort. Von dem Vater selbst erfuhr ich Nichts; aber er fragte mich: „Eberhardt, wieviel Geld hast Du mitgenommen?" Verwundert nannte ich ihm die Summe. „So bin ich um zehntausend Thaler bestohlen, die ich in guten Papieren dort im Schranke aufbewahrte." Der arme Mann war außer sich; er zitterte und verwünschte den Grafen, den er ohne Zweifel für den Dieb hielt. Ich erlebte eine jener schrecklichen Scenen, die sich später oft wiederholten. Der Verstand des Greises schien gelitten zu haben. Er ward wieder krank und blieb im Bette. Nur wenn ich bei ihm war hatte er Ruhe. Ich schlief in seinem Zimmer. Einst gegen Morgen rief er mich.

„— Eberhardt, ich muß bald sterben! sagte er resignirt.

„— Denke nicht daran, Vater!

„— O ich fühle es; diesmal hilft Gott nicht wieder. Ich kann auch abkommen aus dieser Welt, denn ich habe meine Schuldigkeit gethan. Darum höre meinen letzten Willen. Auf dem Gerichtsamte liegt mein Testament; Du bist mein Universalerbe und zahlst Friederiken eine Rente so lange sie lebt. Mehr nicht, hörst Du? Versprich es mir!

Ich versprach es.

Der Kranke fuhr fort:

„— So lange Du das Gut bewirthschaftest behälst Du alle Leute bei, die redlich gedient haben. Vor allen empfehle ich Dir Burger und Frau Anna. Dem Grafen, den ich verachte, zahlst Du keinen Pfennig.

„— Vater, fragte ich, ist Friederike meine Schwester oder nicht? Gestehe es mir offen, damit ich mich danach richten kann. Du hast von dem Baron ein Kind empfangen . . .

„— Deine Mutter ist längst todt! rief der Kranke.

„— Was hat die Mutter mit dieser Angelegenheit zu schaffen?

Ich erhielt keine Antwort. Der Kranke lag im dumpfen Hinbrüten. Sein Gesicht hatte sich entfärbt, die

Blässe des Todes war eingetreten. Mir schien als ob er unfähig sei, ein Wort über die zuckenden Lippen zu bringen. Die welken Augenwimpern hatten sich geschlossen. Während ich erschreckt das entstellte Gesicht betrachtete schlug es drei Uhr in der Nacht. Draußen heulte der Sturm und schüttelte die Fenster.

„— Schlug es nicht drei Uhr? fragte der Kranke.

„— Ja, Vater!

„— Um drei Uhr in der Nacht ist Deine Mutter gestorben; morgen ist der Jahrestag. Dann drückt auch mir der Tod die müden Augen zu.

Lächelnd wie ein Sinnverwirrter sank er in das Kissen zurück. Was sollte ich beginnen? Ich stand rathlos an dem [illegible]. Da hörte ich, daß der Sterbende vor sich hin murmelte, wobei er die Hände wie zum Gebete gefaltet hatte:

„— Du wirst mir dort oben sagen, Elisabeth, wo das Kind ist.

Elisabeth, schaltete Goßler ein, hieß meine Mutter.

„— Wenn es Friederike wäre! fuhr er plötzlich auf. Nein, sie kann es nicht sein, die Mutter hatte ihr Kind zu lieb! Aber Friederike verachtete mich, sie hat mich zurückgesetzt und beleidigt, das thut ein Kind an dem Vater nicht! Sie will mich dem Gerichte anzeigen.

Nun schwieg der Kranke. Er schlummerte bis die

Sonne aufging. Als der erste Morgenstrahl durch die Fenster fiel, ergriff der Vater meine Hand.

„— Du bist mein Sohn, Eberhardt, Du hast mich eines Verbrechens nicht angeklagt, sagte er mit einem Anfluge von Stolz und Freude. Nicht wahr, Du wirst die Ehre Deines Vaters nicht antasten, sie ist Dir heilig? Sieh', ich habe viel Geld gespart, um meine Ehre zu retten. Aber nun sterbe ich, nun mußt Du dafür sorgen, daß mein Andenken nicht geschändet werde. Friederike weiß mehr als ich . . . der Pastor, dem Deine sterbende Mutter gebeichtet, hat Alles erfahren, und dieser hat Friederiken gehegt und gepflegt und in Schutz genommen. Auf sein Geheiß mußte ich sie nach der Stadt schicken und sie zu einer großen Dame erziehen müssen . . . er wollte auch, daß die Heirath mit dem Grafen vollzogen werde, der ein Schwager der Baronesse von Kronfeldt ist . . . als ich ihn fragte, wo Charlotte sei, antwortete er, daß er das Beichtgeheimniß bewahren müsse. Und so ist es geblieben bis zum heutigen Tage. Unser Gut ist mehr als hunderttausend Thaler werth . . . sorge dafür, daß das Geld an die Tochter des Barons zurückkomme . . . klagt mich Friederike an, so ist sie meine Tochter nicht; dann zahle an Agnes, die Gräfin von Neumark . . . Dir bleibt das schuldenfreie Gut! Ach, ich muß wieder

ausgleichen, was Deine verblendete Mutter verschuldet hat.

„— Was hat sie denn verschuldet? fragte ich.

„— Charlotte war ein hübsches Kind...

„— Und Friederike?

„— Häßlich, es schrie Tag und Nacht. Von den beiden Kindern ist eins fortgegeben...

Die Schwäche überwältigte den kranken Vater. Die Worte, die er nun noch sprach, konnte ich nicht verstehen. Sein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Stunde. Gegen Mittag verlangte er nach dem Pfarrer; er wollte das heilige Abendmahl genießen. Franke kam. Ich mußte das Zimmer verlassen, da ich die Beichte nicht hören sollte. Als sie vorüber war trat der Pastor aus dem Zimmer. Ich fragte ihn:

„— Haben Sie mir Nichts mitzutheilen?

„— Wahren Sie die Ehre des Vaters! rief er mir feierlich zu. Sie wissen Alles.

Dann ging er.

Ich betrat rasch das Krankenzimmer. Mein Vater saß aufrecht im Bette; er betete. In seinen bleichen Zügen drückten sich Ruhe und Ergebung aus. Als er mich erblickte, winkte er mit der Hand. Ich sah ihm in das matt glänzende Auge. Da zuckte er leicht zusammen.

„— Eberhardt, rief er mit schwacher Stimme, nun

habe ich mich auf den Tod vorbereitet. Dir gilt mein letztes Wort, Dir, meinem Sohne. Zahle das Geld zurück . . . Für den Grafen will ich Nichts thun, er ist nicht werth daß ich seiner gedenke . . . Friederike erhält die Rente . . .

„— Ist sie meine Schwester? fragte ich.

Der Sterbende machte eine Bewegung mit dem Kopfe die ich nicht deuten konnte.

„— Es wird sich zeigen! murmelte er schwach.

„— Der Pfarrer muß Auskunft geben.

„— Frage ihn nicht, mein Sohn!

„— Wie anders soll ich Gewißheit erlangen?

„— Frage ihn nicht; er kommt noch einmal zurück, ehe ich sterbe. Du sollst ihn nicht fragen! fügte er zornig hinzu. Ich befehle es Dir! Wenn Friederike mich anklagt ist sie meine Tochter nicht. Du bleibst der Besitzer des Gutes . . .

„— Hast Du sonst noch eine Verfügung getroffen?

„— Nein! Nein! Ist Charlotte todt, so erbt Agnes, die einzige Tochter des Barons von Kronfeldt. In meinem Schranke liegt das Geld . . . Schwöre mir . . .

Mehr konnte er nicht sprechen. Ich blieb nun den ganzen Tag bei dem Sterbenden. Der Pfarrer, den er noch einmal erwartete, kam nicht. Gegen Abend schickte ich zu ihm. Der geistliche Herr, hieß es, sei nicht

zu Hause, ein Sterbender in dem Filialdorfe habe ihn verlangt. So mußte ich mich gedulden. Der Abend verfloß. Ich dachte nicht mehr an den Pfarrer, da der Sterbende meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Frau Anna stand mir treulich zur Seite. Ohne die Einwilligung des Kranken ließ ich den Arzt holen, der nach Mitternacht mit der Versicherung schied, daß menschliche Hülfe Nichts mehr auszurichten vermöge. Betäubt saß ich an dem Krankenbette. Mein Vater athmete tief und schwer, er mußte schon mit dem Tode ringen. Es war eine schreckliche Nacht. Anna saß schlafend in dem Wohnzimmer, dessen Thür offen stand; ich wollte sie auch nicht wecken. Unruhig ging ich auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb ich an dem Fußende des Bett's stehen. Der Sterbende delirirte; er sprach von Elisabeth, von Friederiken und dem Baron; ich unterschied nur die Namen, sonst Nichts. Plötzlich richtete er sich hoch empor. Noch einmal erhielt sein Auge Glanz und Leben; ich sah es wie ich es zu sehen gewohnt war.

„— Da bist Du! rief er mit Anstrengung. Ist der Pfarrer hier gewesen?

„— Nein!

„— Frage ihn nicht, er weiß Nichts! Dort oben werde ich Senk fragen und Elisabeth . . . Du, mein Sohn,

sühne die Unredlichkeit ... fliehe den Grafen von Neumark! Er will das Gut an sich reißen! Mein Testament ist fertig!

Bleischwer sank das Haupt zurück. Nun hörte ich ein dumpfes Röcheln. Als ich mich neigte umschlang ich die Leiche meines Vaters. Die alte Uhr in dem Wohnzimmer schlug drei. Der Greis war genau um die Stunde gestorben, die er vorausgesagt. Ich glaube nicht an Wunder; aber Ahnungen, mein Freund, giebt es. Hier liegt eine Ahnung vor, die sich nicht hinwegleugnen läßt ... ich habe sie erlebt. Am folgenden Morgen kam der Pfarrer. Als ich ihm die Leiche zeigte, sagte er erschüttert:

„— Friede sei seiner Asche! Er war ein schwacher, aber ein guter Mann.

„— Herr Pastor, fragte ich ernst, hat mein Vater aus Schwachheit gesündigt?

„— Ich klage einen Todten nicht an!

„— Es giebt Geheimnisse, die ihm schwere Sorgen gemacht haben ...

„— Ist ein Testament vorhanden?

„— Mein Vater sprach davon; es soll sich in der Verwahrung des Gerichts befinden.

„— So vollziehen Sie gewissenhaft das Testament! Es ist dies Ihre Pflicht ...

„— Die ich erfüllen werde.

Dies waren die Worte, die ich mit dem Pfarrer gewechselt. Nun begannen die Vorbereitungen zu dem Begräbnisse. Nach Sitte des Orts war der Pastor zugegen als die Leiche in den Sarg gelegt wurde. Er vollzog die üblichen Ceremonien und hielt eine Rede an die versammelte Dienerschaft und die Dorfbewohner, die sich eingefunden hatten. Dann blieb der mit Blumen geschmückte Sarg, der offen war, auf dem Hausflur stehen, Knechte und Mägde hielten abwechselnd die Wache bei ihrem todten Herrn, der am dritten Tage zur Gruft bestattet ward. Nun ward das Testament eröffnet. Der Graf ras'te, Friederike weinte. Beide überschütteten mich mit Schmähungen, die ich kalt zurückwies. Darauf entstand der Prozeß, den Du kennst, und die Bestimmungen des Testaments blieben aufrecht erhalten. Erst jetzt stellten sich die Einzelheiten heraus, die ich Dir erzählt habe. Verdamme meine Handlungsweise nicht, Brand, ich habe lange Jahre in einem Zustande der Schwäche gelebt, der mich von andern Leuten abhängig machte. Ich kann wohl sagen, daß ich Nichts gethan, ohne vorher mit Jäger zu berathen, der in alle meine Geheimnisse eingeweiht ist. Demnach bin ich seinem Grundsatze gefolgt: „Man muß nicht voreilig sein; wer zu fordern hat mag sich melden." Aber ich bin stets darauf bedacht gewesen

meine Ehre zu wahren. Heute sehe ich klarer als sonst, die Zeit hat meine Anschauungen geändert... und nun will ich nach dem kalten strengen Rechte handeln. Uebernimm meine Angelegenheit; findest Du die rechte Charlotte nicht, so mag Agnes das ihr gebührende Geld zurückerhalten. Man hat mit meinem Vater eine Mystification getrieben...

— Und, rief der Justizrath, man treibt sie mit Dir noch! Der Documentenschwindel ist eine Erfindung der Neuzeit und bleibt in den meisten Fällen nicht ohne Gewinn. Industrieritter finden sich in allen Schichten der Gesellschaft; hier fälschen sie Banknoten und Wechsel, dort Testamente, Codicille und Schuldverschreibungen. Der Baron von Kronfeldt hat die Kette der Intriguen begonnen, die beiden Grafen von Neumark haben sie fortzusetzen versucht. Constantin hat die Baronesse Agnes, Alphons Friederiken, die vermeintliche Charlotte, geheirathet, um das große Vermögen an sich zu bringen. Dein Vater, ein schlichter Landmann, ist von dem Pfarrer geleitet, der, ich wage es zu behaupten, auf seine Weise dem Eclat vorgebeugt hat. Ein energischer Mann würde den Knoten zerhauen haben; er aber hat Deinen Vater und Deine Mutter schonen wollen, indem er sich bemühte, einen Schleier über die dunkele Geschichte zu ziehen. Ich wage nicht, an ein Verbrechen zu glauben, das Deine

Eltern verübt. Der Todtenschein existirt . . . ist er falsch oder echt? Darauf kommt es an. Wer kann das jetzt noch ermitteln?

— Aber das Codicill! rief Goßler.

— Du hast nach bestem Wissen und Dafürhalten geschworen, eines Meineids kann Dich Niemand zeihen. Ich trete von jetzt an als Dein Sachwalter auf. Nun antworte: dieses Codicill hast Du von Deiner Wirthschafterin erhalten?

— Ja.

— Und sie will es jetzt erst gefunden haben?

— Ja.

— So ist das Weib eine Betrügerin, die sich über den Erwerb des Documents ausweisen muß. Man hat es zu einer Gelderpressung benutzen wollen.

Goßler erzählte den Heirathsantrag, dann das Verhältniß Anna's zu dem Grafen.

— Da ist meine Vermuthung schon bestätigt, sagte der Anwalt. Ich gehe weiter. In der Schrift ist von dem Forste die Rede, den Jäger kaufen will . . . Freund, Jäger handelt schlecht an Dir; er spielt mit Deiner saubern Wirthschafterin aus einer Karte. Von der Gräfin Agnes will er die Curie, von Dir den Forst erpressen . . dort benutzt er den nichtswürdigen Grafen, hier die boshafte Wirthschafterin. Ich durchschaue den Mann. Die

Fortuna wird zu ihrer Zeit aufgelös't und die Directoren sind reiche Leute.

Ein Diener trat ein.

— Nun? fragte Goßler.

— Draußen ist eine junge Dame.

— Eine Dame?

— Sie läßt Herrn Goßler um eine kurze Unterredung bitten.

— Wer ist sie?

— Ich habe nicht nach ihrem Namen gefragt.

— So frage.

Der Diener ging. Er kam nach einigen Secunden mit der Meldung zurück, daß die Witwe Burger Einlaß begehre.

— Die Frau des verstorbenen Inspectors? fragte Brand.

— Ich glaube.

— Laß sie kommen, Freund. Für uns ist Alles von Wichtigkeit.

Christine stand vor den beiden Männern; sie trug tiefe Trauer. Ihr schönes Gesicht drückte eine schmerzliche Erregung aus. Goßler schauderte zusammen; er erinnerte sich seines harten Verfahrens gegen die Witwe.

— Was wollen Sie?

— Herr Goßler hat Besuch! antwortete Christine schüchtern.

— Mein Freund und Rechtsanwalt kann Alles hören. Thun Sie, als ob Sie mit mir allein wären. Was es auch sei . . . sprechen Sie ungescheut. Wollen Sie Ansprüche an mich erheben?

Die junge Frau faßte Muth.

— Nein, Herr Goßler!

— Was wollen Sie?

— Die Ehre meines Mannes retten! sagte sie fest. Albert Burger ist mit dem Verdachte aus der Welt geschieden, daß er einen Wechsel gefälscht und Ihr Gut angezündet habe.

Sie hatte mit bebender Stimme gesprochen. Ihr ganzer Körper zitterte, und dabei sah sie den Rentier forschend an, der mühsam nach Fassung rang. Er war sich des gegen die Witwe begangenen Unrechts wohl bewußt. Der Justizrath führte sie zu einem Stuhle und bat, sie möge ruhig verhandeln. Dankend ließ sie sich nieder, sie war zu erschöpft, als daß sie die Aufforderung ablehnen konnte.

— Mein seliger Mann, begann die Witwe, ist Ihrem Herrn Vater zu großem Danke verpflichtet; er hat mir oft erzählt, daß er hätte ein Tagelöhner werden müssen, wenn Herr Goßler sich seiner nicht angenommen.

— Lassen wir das! rief ungeduldig der Rentier Was der Vergangenheit angehört, sei abgethan!

— Es hängt mit der Gegenwart zusammen, mein Herr, und darum muß ich daran erinnern. Albert hat mir oft Dankbarkeit gegen unsere Wohlthäter eingeprägt, und wenn ich sie übe, handele ich in seinem Sinne. Sie haben ihn nicht gekannt und darum ist es unmöglich, daß Sie den braven Mann schätzen können, der auch wohl bei Ihnen verleumdet war. Er hatte seine Feinde wie jeder Mensch, der unerschrocken brav und ehrlich handelt. Mein Mann ist nie von dem Wege des Rechts abgewichen. Er ist bis zur letzten Stunde in Liebe und Treue seinem Herrn ergeben gewesen.

Christine trocknete ihre Thränen, dann fuhr sie fort:

— Als die Leiche des Herrn Goßler ausgestellt war, drängte auch ich mich hinzu, um das Antlitz meines Wohlthäters noch einmal zu sehen und ihm einen Kranz von Immergrün zu bringen. Der Tischler war schon beschäftigt, den Sarg zu schließen. Aber der Deckel wollte nicht passen. Der Mann ward ungeduldig und zog eine große Bibel unter dem weißen Leichentuche hervor, die ihm das Werk erschwerte. Er konnte keinen passenden Platz für das Buch finden, das nach seiner Ansicht keinen Werth hatte. Der Mann mochte von dem Weine betrunken sein, den Frau Senk ihm gebracht hatte; er warf das

heilige Buch zu Boden und nagelte den Sargdeckel fest. Ich aber nahm die Bibel mit mir und bewahrte sie als ein köstliches Andenken an meinen Wohlthäter, dessen Namen ich auf dem ersten Blatte fand. Als die schöne Zeit des Brautstandes kam, war ich zu viel mit meinem Glücke beschäftigt; ich vergaß die Bibel. Aber in den Tagen des Trübsals holte ich sie hervor, um Trost und Hoffnung aus ihr zu schöpfen. Nach dem Tode meines Mannes wäre ich ein Opfer der Verzweiflung geworden, wenn ich die heilige Schrift nicht gehabt hätte. Als ich Wiborn verließ, arm und elend, war sie mein köstlichster Schatz. Ich kam nach der Residenz. Abends, wenn das Tagewerk vollbracht war, erbaute und stärkte ich mich an den göttlichen Lehren. Diesen Morgen kam ich von einem Geschäftsgange zurück. Mit Entsetzen sah ich, daß meine fünfjährige Tochter die Bibel hervorgeholt hatte und spielend das schwarze Leder des Rückens derselben zerschnitt. Ich entriß dem unbesonnenen Kinde das Buch und den bereits angerichteten Schaden untersuchend fand ich unter dem Leder zwei Papiere. Das erste ist eine Verfügung meines verstorbenen Wohlthäters, die mich an einen Prozeß erinnerte, von dem Burger oft gesprochen . . .

Der Justizrath, der das Papier empfangen und gelesen hatte, rief:

— Freund, hier ist das echte Codicill! Es spricht von fünfzigtausend Thalern, die Friederike empfangen soll.

— Seltsam! murmelte der Rentier.

Christine überreichte das zweite Papier.

Der Jurist las:

„Gott wird dieses Papier an das Licht ziehen, wenn es sein Wille ist, und ich werde sterben, wenn er es verlangt. Der Tod soll mich nicht überraschen; meine Sachen sind geordnet. Ist Friederike meine Tochter nicht, so wird Charlotte wissen, wo ihr Vermögen zu finden. Ich nehme das Geheimniß mit mir in das Grab, um meinen Sohn zu schützen. Der Pastor Franke wird ja wohl Wort halten. Christian Goßler."

Der Rentier hatte die Zeilen geprüft.

— Das sind die Züge meines Vaters! rief er.

— Und hier ist die Bibel.

Christine überreichte das alte unförmliche Buch, das sie unter ihrem schwarzen Tuche hervorgeholt hatte. Das Leder des Rückens war zerschnitten.

— Mein Gott! murmelte Goßler. Die Jugendzeit steigt vor meinem innern Auge empor . . . mit diesem Buche bin ich als Knabe zur Schule gewandert . . . es ist unsere Hausbibel!

Er wandte sich zu der jungen Witwe:

— Sie bringen mir, mir diese bedeutungsvollen Papiere?

— Weil sie nach meiner Ansicht von Recht Ihnen gebühren. Wäre die Bibel an den Ort ihrer Bestimmung gekommen, so hätte sich der Wille eines Todten erfüllt, und diesen ehre ich. Lebte mein Mann noch, er würde wie ich gehandelt haben. Lernen Sie besser von uns denken, Herr Goßler! Ich bin zu stolz, als daß ich mich zum Werkzeuge der Rache machen sollte. Die Gräfin von Neumark haßt Sie; ich kann diesem Hasse keine Waffe in die Hand geben. Dies sei die Ehrenrettung meines todten Albert, der auf uns herabsieht.

Christine hatte sich erhoben und der Thür zu gewendet.

— Bleiben Sie! rief Goßler erschüttert. Bleiben Sie!

— Mein Geschäft ist zu Ende! antwortete stolz die junge Frau. Handeln Sie nun, wie es Ihnen das Gewissen vorschreibt.

Der Justizrath eilte ihr nach in das Vorzimmer.

— Was ist das? murmelte Goßler. Die Großmuth der Frau, die ich so arg verkannt, treibt mir die Schamröthe in das Gesicht! Jäger, das ist Dein Werk!

Brand, der eintrat, hörte diese Worte.

— Was ist Jäger's Werk? fragte er.

— Daß ich den armen Burger mit Mißtrauen verfolgt habe. Er hat mir das Leben zum Ekel, die Leute meiner Umgebung verhaßt gemacht.

— Beruhige Dich! Du wirst Gelegenheit finden, das, was Du in der Uebereilung gethan, auszugleichen. Lassen diese Papiere auch eine Geistesstörung Deines Vaters voraussetzen, so leiten sie uns doch auf eine Bahn, die aus der Finsterniß zum Lichte führt. Wir haben ein Netz großartiger Schurkereien zu zerreißen, die auf der Schwachheit Deines Vaters und, verzeihe mir die Offenheit, auch auf Deiner Hypochondrie basiren. Deine Feinde sind von Voraussetzungen ausgegangen, die sich zum Glücke nicht bestätigen. Was die Verstorbenen verbrochen, mögen sie vor dem ewigen Richter verantworten; die Ehre der Lebenden hoffe ich zu retten. Wir sehen uns morgen, vielleicht heute noch wieder. Jetzt gehe zu der Gräfin und theile ihr mit, was geschehen. Die Unterhaltung wird Dich zerstreuen und heiter stimmen. Sollte Jäger kommen, so laß ihn nicht merken, daß Du ihm mißtraust. Deine Wirthschafterin mag sich mit dem Grafen abfinden.

Brand küßte den Freund und ging.

Eine halbe Stunde später betrat Goßler die Curie.

Siebentes Kapitel.

Entdeckung.

Constantin von Neumark hatte das Hotel verlassen, er wohnte in einem Privathause, das in einer wenig belebten Straße lag. Es fehlten ihm die Mittel, standesgemäß zu leben. Die Zähigkeit der Gräfin hoffte er zu besiegen und dann des Doctors Rath zu befolgen, den, Europa zu verlassen. Wir treffen ihn in die Lectüre eines französischen Romans vertieft. Ein eleganter Schlafrock hüllte seine dürren Glieder ein, die ausgestreckt auf dem Sopha lagen. Sein Gesicht war sehr bleich, seine Augen waren matt. Der Roué hatte die verflossene Nacht am Spieltische zugebracht und verloren.

Plötzlich warf er das Buch auf den Tisch.

— Verdammt! rief er. Cäsar bleibt aus. Schon zwei Stunden sind über die festgesetzte Zeit vergangen. Wir müssen Rath schaffen! Der filzige Morus will keinen Vorschuß mehr leisten. Betrügt er mich, so schieße ich ihn nieder! Ich bin der Mann einer Frau, die eine

Million besitzt, und habe nicht einen Thaler in meiner Kasse . . . es ist lächerlich!

Er ging durch das Zimmer und sah durch das Fenster in die Straße hinab, dann nahm er seinen Platz wieder ein. Kaum hatte er das Buch ergriffen, als an die Thür geklopft ward. Die Aufforderung zum Eintreten erfolgte . . . Cäsar schritt über die Schwelle. Man mußte den jungen Mann näher betrachten um zu finden, daß er ein höchst interessantes Gesicht hatte. War seine Stirn auch ein wenig zu hervorragend, hatte die Nase auch eine etwas jüdische Biegung und zeigte sich der Blick des großen hellen Auges nicht selten lauernd, so lag doch in der ganzen Erscheinung dieses Cäsar ein Reiz, der durch eine gewisse Romantik erhöht wurde. Das glänzend schwarze Haar, sorgfältig geordnet, bildete einen angenehmen Contrast zu der bleichen, aber nicht krankhaften Gesichtsfarbe. Um die blendend weißen Zähne hätte ihn manche Dame beneiden können. Wenn Burger, der den Abenteurer in der verschossenen Blouse und mit der alten Jagdtasche gesehen, ihn heute wiedererblickt hätte, er würde ihn kaum für denselben Mann gehalten haben. Cäsar war Galanthomme vom Kopfe bis zu den Füßen. Er trug eine goldene Uhr, eine werthvolle Busennadel und feine Ringe. Hände und Füße waren aristokratisch klein.

— Was bringen Sie? fragte der Graf gespannt.

— Nichts Gutes!

Herr Constantin warf zornig das Buch auf den Tisch.

— Will man meinen Wechsel nicht anerkennen?

— Der Commissionsrath ist verreis't; ich glaube nach Wiborn.

— Und sein Stellvertreter?

— Gab achselzuckend das Papier zurück. Als ich von Bürgschaft sprach lächelte er verachtend.

— Der Elende!

— Es bereiten sich überhaupt wunderliche Dinge vor.

— Was? Was? fragte der Graf gespannt.

— Man spricht davon, daß die Actionäre die Auflösung der Fortuna beabsichtigten.

— Ah, soweit ist es gekommen?

— Es circulirt eine Liste, die eine außerordentliche Generalversammlung fordert. Die Directoren sind in voller Thätigkeit . . . der Commissionsrath holt die Rechnungen der Güter ein, die Fortuna bietet uns also keine Aussicht mehr; wir müssen auf andere Mittel sinnen. Der Justizrath Brand, von jeher ein Feind der Anstalt, betreibt mit seltener Energie die Angelegenheit, obgleich er der Rechtsanwalt der Fortuna ist. Was wird aus mir? Meine Stelle war nicht nur einträglich, sondern

auch ganz passend für mich . . . ich werde mir wieder ein chemisches Laboratorium suchen müssen, wenn Sie, Herr Graf, nicht bald das Vermögen erlangen, von dem Sie seit Jahren gesprochen.

Cäsar hatte sich auf einen Stuhl geworfen.

Der Graf lag sinnend auf dem Sopha.

— Mein Freund, fuhr er plötzlich auf, haben Sie Nachrichten von Jonas?

— Nein! Aber ich weiß, daß die Witwe des Inspectors Burger hier ist; sie wohnt in dem Hause der Hauptmännin von Soden, die sich der Frau anzunehmen scheint.

— Bah, die Witwe kümmert mich nicht!

— Sie ist eine Feindin Goßler's und als solche wohl zu beachten.

Wiederum trat eine Pause ein.

Diesmal ward sie von Cäsar unterbrochen.

— Herr Graf, ich werde nun für mich selbst sorgen müssen. Alle Projecte, die ich mit Ihnen zu verwirklichen suchte, sind gescheitert. Ich bin mehr als einmal in verzweifelte Lagen gerathen . . . jetzt will ich mich solid feststellen. Sie können mir dabei helfen.

— Ich, der ich für den Augenblick selbst hülflos bin?

— Es ist ein großer, ein schöner Plan, den ich verfolge! rief Cäsar schwärmerisch. Mit Ihrer Hülfe muß

er gelingen, und ist er gelungen, so sind Sie ein gemachter Mann. Es ist schon immer mein Wunsch gewesen, mich Ihnen dankbar zu zeigen. Jetzt kann dieser Wunsch glänzend in Erfüllung gehen, wir können ein großes Vermögen erwerben, ohne daß wir im Trüben fischen und der Hülfe Anderer bedürfen.

Constantin sah seinen jungen Freund erstaunt an.

— Sie machen mich neugierig! murmelte er.

Cäsar ergriff die Hand des Grafen.

— Zunächst bitte ich Sie, mich ferner nicht mehr „Sie" zu nennen.

— Warum? Warum? Ein junger Mann, der den Kinderschuhen entwachsen ist . . .

— Wer hat sich des verwais'ten Knaben angenommen, als er nach dem Tode seiner Großmutter hilflos geworden war? Wer hat ihn zu einem gelehrten Pharmaceuten heranbilden lassen? Wer gab seinem Leben eine andere Richtung als das Laboratorium seine Gesundheit zu zerstören drohete? Sie machten mich zu Ihrem Secretär . . . weiheten mich in Plane ein, die ein unbegrenztes Vertrauen voraussetzten . . . Schlagen Sie den alten gemüthlichen Ton wieder an, denn ich bin ja doch nur Ihre Creatur. Was an mir ist, Gutes und Schlechtes, verdanke ich Ihnen. Sprechen wir offen, ganz offen! Nun habe ich die Welt kennen gelernt und die

Ueberzeugung hat sich mir aufgedrängt, daß Klugheit und List nicht allein hinreichen, sich eine Stellung im Leben zu erwerben, die glücklich macht. Ich will von den Theorien nicht sprechen, die Sie mir so oft gepredigt, die ich als echt edelmännisch gehalten und bis jetzt practisch befolgt habe ... ich war ja nur das Messer in Ihrer Hand, wenn es zu schneiden galt, der dankbare Mensch der Alles that, was Sie wollten ...

— Genug! rief hastig der Graf. Ich kenne Dich zur Genüge ...

— Und ich schwöre Ihnen zu, daß ich seit einigen Tagen den festen Vorsatz gefaßt habe, ein anderer Mensch zu werden.

— Sie wissen, daß ich ein Jahr im Gefängnisse geschmachtet habe, weil ich den bewußten falschen Wechsel auf mich genommen ...

— Narr, erinnere mich nicht an Thorheiten, die wir begehen mußten, weil die Menschen uns dazu zwangen.

— Gut, so werde ich bei der Sache bleiben. Ihre Frau hat die Scheidung beantragt, Sie werden bald ein armer Mann sein ... darum hasse ich die Gräfin und bedauere meinen Wohlthäter, der oft den letzten Thaler mit mir getheilt hat. Nun aber bewundern Sie mein Genie ..

ich bringe Ihnen dasselbe Vermögen zurück, das Ihnen die Frau Gräfin nimmt.

— Wie ist das möglich?

— Auf die einfachste und dabei ehrenvollste Weise.

— Weiter! Weiter!

— Ich heirathe Ihre Tochter.

— Mensch, dieser Plan...

— Ist meinem Gehirne entsprungen.

Der Graf hatte sich hoch empor gerichtet. Mit glühenden Augen starrte er den genialen Roué an, der aus seiner Schule hervorgegangen war. Ein Licht, das Rettung aus der verzweifelten Lage versprach, bitzte auf. Constantin müßte nicht der Mann gewesen sein, der die Ehre mit Füßen trat um Geld zu erringen, wenn er hier nicht sofort zugegriffen hätte.

— Cäsar, stammelte er, wenn das möglich wäre!

— Warum nicht?

— Agnes wird nicht ohne Weiteres einwilligen...

— Sie liebt mich bis zum Wahnsinn.

— Du willst mich bethören!

— Und ich liebe Agnes leidenschaftlich... wir haben uns längst erklärt.

— Weiß die Mutter darum?

— Eine so zärtlich besorgte Mutter kann nur das

Glück ihres Kindes wollen, und Agnes stirbt, wenn sie nicht bald mit mir vereinigt wird.

Der Graf stürmte hastig durch das Zimmer; er fuhr mit der Hand über die bleiche Stirn, als ob er den neuen großen Gedanken nicht fassen könne. Sein ganzes Wesen war in heftige Erregung gerathen.

— Nein, rief er plötzlich, das geht doch wohl nicht! Ich bin arm, bin abscheulich behandelt, Groll und Haß zerreißen mir die Brust ... aber Agnes Balduin ...

Er brach in ein gräßliches Lachen aus. Dann murmelte er wüthend durch die Zähne:

— Das Weib hätte eine solche Züchtigung verdient! Der Gedanke ist teuflisch, aber kostbar, kostbar!

Auch Cäsar wollte sich erheben.

— Herr Graf, rief er wie beleidigt, bin ich Ihrer Tochter nicht würdig?

Constantin streckte zitternd beide Hände aus.

— Nahe mir nicht, Versucher! rief er mit schneidender Stimme. Dringe nicht weiter in mich! Ich werde nicht nur nicht einwilligen, ich werde Deinen Plan auch zerstören! Und ich kann es, wenn ich will! Balduin, ich fordere, daß Du nicht mehr an Agnes denkst.

Nun zeigte sich ein scheußliches Lächeln in dem bleichen Gesichte Balduin's.

— Ein Züchtling ist wohl kein willkommener Schwiegersohn? fragte er halblaut. Wer hat mich dazu gemacht? Sie! Sie! Wollen Sie mir die Dankbarkeit zum Verbrechen anrechnen? Hätte ich damals ein Wort gesprochen, der adelstolze Graf von Neumark wäre heute gebrandmarkt.

Der Graf zuckte heftig zusammen.

— Du hast Recht, ich wäre gebrandmarkt! murmelte er bitter. Meine Frau versagte mir die Hülfe, die ich von ihr fordern konnte; sie ließ mich im Stiche, gab mich der Willkühr des Wucherers preis. Und Du hast mich gerettet, das vergesse ich Dir nie! Aber auch, ich habe viel gethan, für Dich ... für Dich ... zeige Dich dankbar, folge meinem Rathe ... glaube mir ... Agnes ist keine Frau für Dich! Ich meine es gut mit Dir ...

— Agnes gehört mir, sagte fest der bleiche Mann; ich habe sie mir erworben.

— Erworben?

— Ja! Sie hatten einen Strolch abgeschickt, einen entlassenen Sträfling, der gewissenlos genug war für Geld zu morden.

— Mensch! Mensch, treibe mich nicht zur Verzweiflung!

— Ein Zufall ließ mich die Unterredung belauschen, die Sie mit dem Mörder hatten. Sie bezeichneten ihm

den einsamen Theil der Promenade, wo das arme Mädchen anzutreffen sei. Dort hatte ich Agnes schon einige Male beobachtet und, von ihrer Schönheit geblendet, sie angebetet ohne ihren Namen zu kennen. Nun wollte ich die Gelegenheit benutzen, mich ihr zu nähern. Ich fand den betrunkenen Banditen am Platze, schleuderte ihn in den Fluß und rettete Agnes. Seit jenem Tage sah ich sie heimlich in dem mütterlichen Hause; sie ließ mich ein, weil sie mich liebte. Der Liebhaber fand das Tagebuch in dem Hotel der Gräfin ... er brachte es Ihnen ... wir verabredeten unsern Angriff auf Goßler, konnten ihn aber nicht sofort ausführen, da man mich in's Gefängniß schleppte. Als ich die Freiheit wieder erlangte, war Agnes verschwunden und mit ihr mein väterlicher Freund. Wohin sollte ich mich wenden? Mittellos und in schlechten Kleidern wanderte ich nach Wiborn, wo ich den Narren antraf, der mein Vetter sein sollte und den ich auf Ihren Rath in unser Geheimniß zog. Das Uebrige wissen Sie. Ich kam in die Residenz ... auf der Promenade traf ich zwei Damen ... die eine, bleich wie der Tod, stieß einen Schrei aus ... es war Agnes. Ich habe sie im Garten gesprochen; sie hat mir, ich habe ihr geschworen ...

— Unglücklicher! Unglücklicher! rief der Graf, der in fieberhafter Erregung zugehört hatte. Du darfst Agnes nicht lieben!

— Wer will mich hindern?

— Ich, der Vater des Mädchens. Ehe ich das dulde greife ich zum Pistol . . .

— Halt! sagte Balduin, gebieterisch, aber in kalter Ruhe die Hand ausstreckend. Jetzt zeigen Sie sich in Ihrer wahren Gestalt, jetzt, da ich dem Herrn Grafen überflüssig, lästig werde. Zu gewissen Unternehmungen war ich gut genug; der Hand Ihrer Tochter bin ich unwürdig. Hat nie die Leidenschaft der Liebe Ihre Brust durchzittert? Sie verachtet Alles, wenn sie nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes ringt. Hätte ich früher geliebt, ich würde früher die Bahn verlassen haben, auf der ich bis jetzt gewandelt bin. Herr Graf, ich habe den Mord vereitelt, den Sie beabsichtigten . . . Sie wären, wenn ich nicht gewesen, der Mörder Ihrer Tochter! Als ich von Agnes erfuhr, daß sie lange krank gelegen, erwachte in mir ein Verdacht, den ich offen ausspreche . . . Ich habe Ihnen einst ein langsam zehrendes Gift bereitet... Agnes hat von dem Gifte genossen! rief er zischend.

Der Graf taumelte zurück.

— Wahnsinniger! Wahnsinniger!

— Sie hören, daß ich viel weiß, und was ich nicht weiß, errathe ich. Agnes verlangt ausdrücklich, daß Sie, der Vater, ihrer Liebe den Segen ertheilen. Ich habe der guten Tochter versprochen, dies zu erwirken. Sie

haben mich bis jetzt durch das Leben geleitet ... Geld und Geld war nur der Magnet, der Sie anzog ... Sie werden künftig eine Rente von mir beziehen.

— Von Dir! Von Dir! murmelte schaudernd der alte Roué.

— Ist denn Ihr Gewissen so zart geworden, daß es vor dem Gedanken zurückbebt: ein bestrafter Wechselfälscher wird Ihr Schwiegersohn? Die Hand, die das Gift mischen konnte, wird auch den Heiraths-Consens unterschreiben. Was sonst zwischen uns vorgefallen mag ein dichter Schleier für ewige Zeiten bedecken. Sie ruhen aus von einem vielbewegten Leben; ich streife die Grundsätze ab, die Sie mir eingeprägt haben. Dann hat Agnes uns Beiden ein Geschick vermittelt, dessen wir durch eigene Kraft wohl nie theilhaftig geworden wären.

Constantin hatte, die Arme verschränkt, einige Augenblicke nachgedacht. In den Falten seiner weißgelben Stirn perlte der Schweiß. Nun sah er auf.

— Ich stelle eine Bedingung! sagte er kurz.

— Ist es mir möglich, so werde ich sie erfüllen.

— Du zahlst mir die Hälfte der Aussteuer, die Agnes Dir zubringt.

— Warum ziehen Sie die Rente nicht vor?

— Weil ich Europa verlassen will.

— Hier ist meine Hand: ich theile das Vermögen mit Ihnen, das ich empfange.

Der Graf schlug ein. In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft.

— Ein Besuch!

— Vielleicht ein lästiger, sagte der Graf, der leicht erschreckt die Hand zurückzog. Man soll Dich hier nicht treffen. Gehe in mein Schlafkabinet . . . ich werde die Person so rasch als möglich abfertigen, dann berathen wir weiter.

Der junge Mann verschwand in dem Schlafkabinette, das von dem Wohnzimmer durch eine mit Gardinen verhangene Glasthür getrennt ward.

Frau Anna Senk, Goßler's Wirthschafterin, trat ein.

Sie sah bleich und angegriffen aus; aber sie fragte mit fester Stimme:

— Ich suche den Herrn Grafen von Neumark!

Constantin betrachtete die Frau, die, obwohl geputzt, doch ihre bäuerische Abstammung nicht verrieth. Verwundert antwortete er:

— Der Graf Constantin von Neumark steht vor Ihnen.

Anna kniff die Lippen zusammen; sie hatte den Blick des Auges, dem sie einst so unbedingt getraut,

schon erkannt. Auch die Stimme verrieth, daß sie den gefunden, den sie suchte.

Einige Secunden starrte sie den Mann im eleganten Schlafrocke an.

— Nun? fragte der Graf.

Die Witwe war immer noch unfähig ein Wort über die Lippen zu bringen. Schreckliche Erinnerungen tauchten auf in ihrem Geiste.

— Ich begreife nicht . . . was wollen Sie, Madame?

In Anna's Augen erschienen Thränen, die sie umsonst sich bemühete zurückzuhalten.

Es waren Thränen der Wuth.

— Was ich will? stammelte sie tonlos.

Constantin erschrak; er glaubte, daß eine Sinnverwirrte vor ihm stehe.

— Erklären Sie sich kurz, Madame!

— Erkennen Sie mich nicht?

— Verzeihung, ich erinnere mich nicht . . .

— Karl Biber! kreischte das Weib.

Der nervös erregte Graf taumelte zurück.

— Ich bin der Graf . . .

— Die schöne Anna mit den Taubenaugen steht vor Dir!

Constantin begriff, daß er hier Festigkeit zeigen mußte.

— Anna? Anna? fragte er erstaunt.

— Verstelle Dich nur, Betrüger . . . ich habe Dich schon erkannt!

— Ich begreife wirklich nicht . . . der Kreis meiner Bekanntschaften erstreckt sich nur . . .

Die robuste Frau ergriff die Hand des Grafen.

— Du willst mich nicht erkennen?

Der gewaltige Druck verursachte dem verweichlichten Manne Schmerzen. Er wollte um Hülfe rufen; als er aber Balduins gedachte, der sich in dem Schlafzimmer befand, nahm er zur List seine Zuflucht, um den gräßlichen Besuch in aller Stille abzufertigen.

— Madame, wer soll ich sein?

— Karl Biber.

— Und Sie sind?

— Anna aus Wiborn!

— O, mein Gott, jetzt erinnere ich mich!

Frau Senk stieß den Mann von sich, daß er taumelte. Sie zeigte sich in ihrer ganzen Rohheit.

— Still! befahl sie zischend.

— Ich bin in meinem Zimmer.

— Wir wollen Abrechnung halten.

Der Graf lag auf den Knieen und stützte sich mit der Hand auf die Lehne eines Stuhls.

Die beiden Menschen bildeten eine entsetzliche Gruppe.

Der abgelebte Mann, seiner Schwäche sich bewußt, blickte furchtsam empor; die Frau, die mit einem gräßlichen Gedanken gekommen, schleuderte Flammenblicke auf ihn herab.

— Das hat die Vorsehung gewollt! flüsterte sie. Ich sollte Dich noch einmal finden. Seit vielen Jahren habe ich Dich nicht gesehen . . . aber ich erkenne Dich. Damals wartete ich, um Dir meine Noth zu klagen . . . Du kamst nicht; heute komme ich, um zu fragen: warum hast Du mir die Ehre gestohlen?

Constantin hatte sich langsam und geräuschlos erhoben.

— Anna, wahrhaftig, Du bist Anna! Sieh', der Schreck über Dein seltsames Eintreten hatte mein Gedächtniß dergestalt gelähmt, daß es Deiner Hülfe bedurfte . . .

— Ich kenne Deine glatte Zunge! Hoffe nicht die Frau zu bethören, wie Du einst das arglose Mädchen bethört hast: die Anna, die vor Dir steht, fordert Rechenschaft.

— Sie soll Dir werden; aber nur wenn Du in Ruhe verhandelst. Ich habe es doch so gut mit Dir gemeint und meine es noch gut.

— Du bist als Betrüger zu mir gekommen.

— Anna!

— Du hast Deinen Namen und Deinen Stand verleugnet, daß ich Dir um so gewisser in die Hände fallen mußte! Dem einfachen Karl Biber, der als Landwirth kam, konnte ich glauben; den Grafen würde ich abgewiesen haben. Vermeiden wir unnütze Worte . . . ich habe nicht Zeit, mein Geschäft muß bald vollbracht sein. Für die Liebe, die ich Dir entgegentrug, hast Du mir Schande gegeben! Und die Schande trieb mich fort . . . ich wollte mich in den Fluß stürzen. Da gedachte ich meines Kindes! Ich ging zu der Frau zurück, die mich erzogen hatte; sie war todt. Dein Kind hat Karl Biber geholt, sagte die Nachbarin, er will redlich dafür sorgen. Ich forschte in der Gegend . . . Niemand kannte Karl Biber. Da warb ein Mann um mich, den ich nicht lieben konnte . . . aber ich reichte ihm die Hand, daß ich meine Schmach vertilgte. Der Schulmeister Senk gab mir seinen Namen. Verhärtete mein Herz auch gegen alle Menschen; des Sohnes aber gedachte es, und ich sparte für mein Kind.

— Das ist brav! murmelte Constantin lächelnd.

— Wo ist mein Kind?

— Halt, meine Beste . . . Du verlangst Rechenschaft, ich will sie Dir geben. Wohl habe ich das Kind zu mir genommen wie es meine Pflicht war. Es sollte unter den Bauern nicht verwildern. Familienangelegenheiten

hielten mich eine Zeitlang fern ... als ich zurückkam war Anna Frau Schulmeisterin geworden. Der Pastor Franke zeigte sie mir. Es war in der Abenddämmerung ... Frau Senk begoß die Blumen ihres Gartens ... Du kamst an die Thür ... dann hörte ich Dich singen. Ah, dachte ich, Anna ist glücklich, nun gehst Du, um ihr Glück nicht zu stören. Denke nur nach, Du wirst Dich erinnern, daß der Pastor mit einem Manne an der Gartenthür gewesen ist ... Ah, Du hast es nicht vergessen! Sieh', meine Beste, wärst Du damals nicht Frau Schulmeisterin gewesen, Du würdest heute die Gräfin von Neumark sein. Und nun machst Du mir zum Vorwurfe, daß ich unter falschem Namen gekommen bin? Die einfache Rechtfertigung ist: ich wollte nicht des Standes, ich wollte meiner selbst wegen geliebt sein. Du solltest mich für Deines Gleichen halten, damit Du Dich geben konntest wie Du warst ... und da habe ich ein herrliches Gemüth kennen gelernt ...

— Bin ich denn noch das thörichte Mädchen? fuhr Anna auf. Da stehe ich und höre die schönen Redensarten ... Ich will mich nicht einschläfern lassen! Du lügst! fügte sie zornig hinzu. Wo ist mein Sohn?

Der Graf glaubte noch an die alte Neigung Anna's.

— Sei ruhig, meine Beste!

Anna wiederholte in leidenschaftlicher Erregung ihre Frage.

— Ich kann ihr die Wahrheit nicht sagen! dachte der Graf. Dieses Weib zerstört mir einen Plan, der meine Zukunft sichert und mich an der tückischen Agnes rächt. Es ist ein teuflischer Plan, aber er ist gut.

Er trat der Frau einen Schritt näher.

— Anna, forsche nicht weiter!

— Warum nicht?

— Nimm an, Du habest nie einen Sohn gehabt.

— Ich will Alles wissen!

— Wohlan, so muß ich Dir sagen, was ich gern verschwiegen hätte. Unser Sohn ist als Knabe gestorben.

— Todt! flüsterte die Frau bestürzt.

Constantin wollte ihre Hand ergreifen.

— Berühre mich nicht! rief Anna wie sinnverwirrt.

— Denke an die schöne Zeit unserer Jugend . . .

— Giftmischer! kreischte die Wirthschafterin auf.

— Anna!

— Nun habe ich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Ich klage Dich an!

— Wessen?

— Du hast der Tochter Gift gemischt!

— Wahnsinnige!

— Und ohne Zweifel auch dem Sohne, der Dir lästig

war. Die junge Gräfin Agnes, die Du beerben willst, welkt langsam dahin . . .

Ein durchdringender Schrei kam aus dem Schlafkabinette, dessen Thür in demselben Augenblicke aufgerissen ward.

Balduin stürzte in das Zimmer.

Bei dem Erblicken der Frau schauderte er zurück.

Der Graf trat ihm entgegen.

— Du wirst Aufklärung erhalten, geh!

— Nein, nein!

— Aus dem Weibe spricht ein tückischer Teufel!

Balduin sah den Grafen mit furchtbaren Blicken an. Sein Gesicht war leichenblaß geworden.

— Ist Agnes vergiftet? fragte er, beide Schultern des Grafen erfassend.

Constantin riß sich los.

— Bin ich in einem Irrenhause?

— Verbrecher, furchtbarer Verbrecher! rief der junge Mann. Ich achte Nichts mehr, trete die Pflicht der Dankbarkeit mit Füßen, vergesse die Wohlthaten, die Sie mir erzeigt . . . diese einzige That zerreißt das Band, das mich an Sie fesselt! Agnes! Agnes! Ein unschuldiges Wesen ist dem Gelde geopfert . . . Scheusal, Du kannst es nicht leugnen! Die eigene Tochter zu morden, um zu

erben ... Mein Gott, erhalte mir nur so lange den Verstand bis ich Rettung gebracht ...

Balduin wandte sich zu Anna.

— Wer Sie auch sein mögen, begleiten Sie mich! Zeugen Sie gegen diesen Mann, dessen furchtbares Leben zu Ende gebracht werden muß. Ich vereinige mich mit Ihnen ... Nein, gehen Sie, holen Sie die Diener des Criminalgerichts!

Der junge Mann konnte vor Erregung nicht mehr sprechen.

Anna rüttelte den Grafen empor.

— Jeden Verbrecher ereilt die Strafe! rief sie. Auch Dich ... und ich bin Deine Anklägerin. Goßler steht mir zur Seite!

Sie wollte sich entfernen.

— Balduin, rief der Graf, dessen bleiches Gesicht sich verzerrt hatte, Balduin!

Er trat an die Thür, als Balduin ihn nicht hören zu wollen schien. Anna kam ihm entgegen.

— Weib, sagte er mit der Kälte des gewiegten Bösewichts, Du suchst Deinen Sohn? Sage Jenem dort, daß er seinen Vater auf das Schaffot bringe! Dort ist Dein Sohn! Ich habe ihn erzogen!

— Meine Mutter? rief der junge Mann. Glau-

ben Sie ihm nicht . . . er sinnt auf Mittel sich zu retten. Ihm ist keines zu schlecht, keines zu ungeheuerlich!

Die Witwe zitterte am ganzen Körper.

— Ihre linke Hand! stammelte sie.

In fieberhafter Hast ergriff sie die Hand. Sie starrte den kleinen Finger an, dessen oberstes Gelenk krumm verwachsen und hart wie Holz war.

— Mein Sohn! schrie sie. Karl!

Der junge Mann brach fast zusammen.

— Agnes, jammerte er mit bebender Stimme, Du bist für mich verloren!

Blaß wie der Tod lehnte er an der Wand.

— Geht, rief der Graf, klagt mich nun an! Ich fliehe nicht, ich bin abgehetzt wie ein Wild! Hast Du den Muth, das Haupt des Vaters zu zertreten?

Verzweiflungsvoll lachend ging er in das Schlafkabinet.

Balduin sank zu den Füßen seiner Mutter nieder. Als Constantin später eintrat, war das Zimmer leer. Mutter und Sohn gingen über die Straße dem Hause Goßler's zu.

— Noch ein Coup bleibt mir! rief der bleiche Graf. Ich führe ihn aus, weil ich muß! Anna ist ja Baronesse!

Er nahm ein Taschenbuch, das er zu sich steckte und verließ eilig das Haus.

Achtes Kapitel.

Tod und Ehre.

Der Tag war heiß gewesen. Schon seit einer halben Stunde hatte sich der Abend eingestellt und noch immer war die Luft drückend schwül. Schwarze Wolken hingen tief auf die Stadt herab, die langsam weiter zogen. Ein Stern verschwand nach dem andern. Hätten die Menschen am Tage die Wolkenmassen beobachten können, sie würden entsetzt gewesen sein. Hüllte auch Finsterniß den Horizont ein, es klopften die Herzen doch bang und ängstlich . . . unheimlich brütete die Natur, ein Wetter vorbereitend, das die Erde erschütterte.

Um diese Zeit ward die Thür des Hauses geöffnet, das Frau von Soden bewohnte. Alphons in Civilkleidern trat heraus; Auguste folgte ihm.

— Gehe nicht, gehe nicht! bat sie dringend.

— Die Mutter wartet.

Ein Blitz zerriß die Finsterniß. Der junge Mann hatte das verweinte Gesicht der Geliebten gesehen, die zitternd auf der Schwelle stand.

— Auguste, rief er, verzage nicht! Ich rette meine Ehre und komme zu Dir zurück. Du weißt nun Alles, keine Falte meines Herzens ist Dir verborgen geblieben... ach, wir haben Beide unter den Verirrungen der Väter zu leiden.

— Alphons, ich bin Dein treues Mädchen, ich hange Dir an bis in den Tod...

— Und dafür liebe ich Dich wie keine Seele auf diesem weiten Erdenrunde!

Er drückte sie in schmerzlicher Innigkeit an sich.

Der erste Donner rollte durch die Nacht. In weiter Ferne verhallte er wie das Echo einer riesigen Stimme.

— Alphons, ich muß noch einmal in Dich dringen! Reise morgen noch nicht.

— Wenigstens nicht, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben.

— So gehe mit Gott! Grüße die Mutter! Ich küsse Dich nicht... hole Dir morgen den letzten Kuß vor dem Scheiden.

Sie trennten sich. Auguste schloß die Thür.

— Mutter, rief sie, als sie in das Zimmer trat, ich muß ausgehen.

— Wohin?

— Jetzt ist es neun Uhr . . . um zehn Uhr werde ich zurückgekehrt sein.

— Es ist ein Gewitter im Anzuge.

— Vor dem Losbruche desselben werde ich unter Dach und Fach sein.

— Wohin willst Du? fragte die besorgte Mutter.

Auguste hatte Hut und Mantel genommen und griff zu dem Schirme.

— Zu Agnes! Aengstige Dich nicht, ich bin gut aufgehoben.

— So gehe mit Gott!

Die Tochter küßte rasch die Mutter und ging.

In den Straßen war es sehr lebendig; die Leute eilten, vor dem drohenden Gewitter Schutz zu finden. Auguste hatte Mühe sich durch den Strom zu winden, der ihr entgegenkam. Bei dem Leuchten der Blitze sah sie die Gesichter der Vorübergehenden. Der Wind, der sich plötzlich erhoben, trieb Staubwolken auf. Einige starke Regentropfen fielen prasselnd hernieder. Athemlos kam Auguste bei der Curie an. Ein greller Blitz zeigte ihr das alte Gebäude mit seinen bizarren Formen.

— Da bin ich! flüsterte sie. Cäsar wird wohl auch nicht lange auf sich warten lassen!

Sie eilte an der Mauer hin. Mit einem Schlüssel, den ihr Agnes gegeben, öffnete sie die kleine ovale Thür.

Dann blieb sie unter dem Bogen der dicken Mauer stehen, die sie vor dem Regen schützte. Einige Minuten verflossen. Da schlug es halb zehn. Fast in demselben Augenblicke ließen sich schnelle Schritte vernehmen. Ein Mann, in einen Regenmantel gehüllt, stand an der Thür.

— Wer ist da? fragte er zitternd.

— Ich, Auguste ... Und Sie sind doch Herr Cäsar?

— Kein Anderer! O, welch ein Glück, daß ich Sie treffe! Sie, die Freundin der treuen Agnes ...

— Mein Herr, halten Sie mich auch dafür, denn ich bin es wirklich. Agnes birgt vor mir keine Geheimnisse ... und so weiß ich, daß sie überglücklich ist, seit der Zufall Sie uns hier zugeführt. Sie sind aufrichtig von ihr geliebt.

— O mein Gott! rief Cäsar.

— Agnes wird ihrer Gesundheit wegen im Zimmer bleiben. Aber ich bin gekommen, ich habe Sie erwartet.

— Sie, Mademoiselle?

— Hören Sie mich an. Sie sind ein Herr von Soden ...

— Ja! war die schwankend ertheilte Antwort.

— Auch ich führe denselben Namen ... der Hauptmann von Soden war mein Vater. Ich flehe Sie um

Schutz an, mein Herr! Sie besitzen Muth . . . Agnes hat es mir wohl erzählt . . . Ich wende mich vertrauensvoll an den muthigen Mann. Ein Verwandter Ihrer Braut schwebt in großer Gefahr ...

— Wer?

— Alphons von Neumark.

— Der Lieutenant?

— Ja. Und ich liebe ihn wie Sie Ihre Agnes lieben. Ein tückischer Mann trachtet ihn zu verderben, hat ihm die Wahl gelassen zwischen seiner Officiersehre und mir.

— Und Ihnen?

— Der Doctor Morus, der schon meinen Vater an den Rand des Abgrundes gebracht, verlangt meine Hand.

— Morus! Morus!

— Kennen Sie ihn, mein Herr? fragte Auguste ängstlich.

— Ich kenne den Advokaten. Weiter weiter!

— Es handelt sich um einen Wechsel, den Alphons von seinem Vater empfangen und ausgegeben hat. Agnes hat mich in den Stand gesetzt den Wechsel einzulösen; aber da er falsch ist . . .

Cäsar stieß einen Schrei aus.

— Ich kenne diese traurige Geschichte! rief er dann.

Jedes Wort, das Sie noch sagen wollen, ist überflüssig. Morus will durch den Wechsel Sie zu einem Schritte zwingen, der Sie elend macht ... Sie sollen, um Alphons zu retten ...

— Ja, ja! flüsterte weinend das junge Mädchen. Alphons hat schon seinen Abschied genommen, weil es die Mutter will; die armen Leute fürchten eine Untersuchung ... Morus ist unerbittlich, bis morgen soll ich mich erklären. Alphons selbst kann nicht auftreten ...

— Aber ich werde auftreten! rief Cäsar entschlossen. Sie haben sich an den rechten Mann gewendet. Sagen Sie dem jungen Grafen, er solle ruhig bleiben ... ich bringe Ihnen den Wechsel! Alphons ist schuldlos an dem Vergehen, das der Vater in dem guten Glauben verübt, er werde von dem Bruder zur rechten Zeit Geld erhalten. Die Kinder sollen die Sünden der Väter nicht büßen ... überall vernichtet das Geld die Ehre ... auch das Glück, das die Liebe schafft! Ich werde Morus mit eiserner Faust an seine Pflicht mahnen; er ist ein Bandit, der die Leute plündert und dabei die Gesetze umgeht. Nun gute Nacht! Nein, ich habe Sie noch um eine Gefälligkeit zu bitten. Hier ist ein kleines Packet für Agnes ... ich wollte es ihr beim Abschiede diesen Abend selbst überreichen. Geben Sie es ihr morgen ... allein, dort im Gar-

ten. Ich fordere es von Ihnen als den Dank, den ich mir erwerbe. Nun gute Nacht!

Cäsar stürzte in die Nacht hinaus, ohne des herabströmenden Regens zu achten.

— Wie erregt er war, wie er zitterte! dachte die staunende Auguste. Er ist glücklich, der Freundin seiner Braut einen Dienst leisten zu können, und wahrlich, ich werde ihm diesen Dienst nie vergessen. Ach, wenn es ihm nur gelingt, den drohenden Schlag von dem Haupte meines Alphons abzuwenden. Er kennt die Angelegenheit schon ... wie er sie wohl erfahren hat? Das soll er mir sagen, wenn ich ihn wiedersehe!

Eine Viertelstunde noch tobte das Wetter mit gräßlichem Ungestüm. Auguste fand in der starken Mauer Schutz vor dem Regen, der eben so plötzlich aufhörte als er begonnen hatte. Der Wind jagte die Wolken weiter. Hier und dort schimmerten Sterne herab, als Auguste ihrer Wohnung zueilte, die sie vor zehn Uhr noch erreichte.

Cäsar hatte dasselbe Kaffeehaus aufgesucht, in dem wir einst den Commissionsrath mit dem Advocaten gesehen haben. Morus verbrachte hier die letzten Abendstunden. Das wußte Cäsar. Er übergab den durchnäßten Mantel einem Aufwärter und trat in den Saal, der heute eine starke Gesellschaft enthielt. Das Gewitter hatte

dem Wirthe Gäste zugetrieben. Dort saß Morus an dem kleinen Tische; er las ruhig in einer Zeitung. Vor ihm stand ein Glas dampfenden Punsches. Mit sichtlichem Genusse rauchte er die Havanna-Cigarre, die in einer großen Bernsteinspitze stak. Wer den Mann so gesehen, würde kaum geglaubt haben, daß er, der ruhige und elegante Gast, von feinen Diebereien und raffinirten Verbrechen lebte. Er war in gewissen Kreisen als tüchtiger National-Oeconom bekannt, denn er hatte eine Broschüre geschrieben über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Credit-Banken und haarscharf bewiesen, daß die Wuchergesetze aufgehoben werden müßten. Er bezeichnete diese Gesetze als Eingriffe in die Eigenthumsrechte, als einen Ausfluß unrechtmäßiger Bevormundung des Volkes. Da das Geld eine Waare sei, behauptete er in seiner Broschüre, müsse Jeder nach Belieben und ohne Einschränkung damit handeln können. Der würdige Mann hatte, obgleich die Wuchergesetze in Kraft standen, schon manchen braven Handwerker um das sauer erworbene Seine gebracht; wie würde sich seine saubere Praxis ausdehnen, wenn der Staat erklärte: es giebt keinen Wucher mehr! Der Staat schützte glücklicherweise seine arbeitenden Bürger noch durch Wuchergesetze. Wurden sie auch hier und dort umgangen, sie flößten doch manchem Blutsauger, der ohne Arbeit bequem leben wollte

und das Geld über die Ehre, über Religion, über Alles stellte, Furcht ein.

Cäsar trat an das Büffet und verschlang ein Glas Punsch. Seine Hand zitterte, sein Gesicht, von feuchten Haaren umflossen, war leichenblaß. Das dunkle Auge glühete unheimlich und irrte unstät durch den Saal, der mit Militär- und Civil-Personen angefüllt war.

— Es ist Zeit! murmelte er vor sich hin. Ich fühle es, daß ich nicht zögern darf. Dort sitzt mein Mann ... ich schrecke ihn auf aus seiner Sorglosigkeit. Was habe ich zu fürchten? Meine letzte That soll Gutes bringen; ich habe ja des Bösen genug anstiften helfen.

Nun flüsterte er ganz leise als ob er sich ermuthigen wollte: „Agnes ist meine Schwester! die Vorsehung straft gerecht ... ich habe die Strafe verdient!"

Er trat dem Advocaten näher.

— Guten Abend, Herr Doctor!

Morus legte das Blatt nieder.

— Ah, sagte er lächelnd, der Agent meines Freundes! Ist der Commissionsrath von der Reise zurückgekehrt?

— Nein!

— Ich erwarte ihn mit Sehnsucht.

— Diesen Abend habe ich von dem Herrn Commissionsrathe einen Brief erhalten, in dem er mir Auf-

träge für den Herrn Doctor ertheilt. Dieser mich zu entledigen bin ich gekommen, da mir Eile empfohlen ist.

Der Doctor sah über seine Brille hinweg.

— Eile? fragte er verwundert.

— Hier ist nicht der Ort, der mir gestattet wichtige Mittheilungen zu machen; ein Wort, das Unberufene hören, könnte Gefahr bringen.

— Gefahr ... wem?

— Ihnen, dem Herrn Commissionsrathe, mir.

— Sie erregen meine Neugierde.

— Ich werde diese Neugierde befriedigen, wenn Sie mir eine Unterredung ohne Zeugen gewähren wollen.

— Wie sehen Sie aus? Leichenblaß, verwirrt, als ob der Schrecken Ihnen in alle Glieder gefahren wäre.

— So ist es, Herr Doctor! antwortete Cäsar, der mit der Hand über die feuchte Stirn fuhr. Der Brief des Commissionsraths ist wohl geeignet ... Sie werden Alles erfahren und dann beurtheilen können ...

— Still, mäßigen Sie sich! Mir ahnt, was der Brief enthält. Vielleicht können wir vorbeugen oder ablenken ... Trinken Sie Champagner?

— Nicht hier!

— Begleiten Sie mich in meine Wohnung.

Diesen Entschluß hatte Cäsar herbeiführen wollen. Der Doctor erhob sich, bezahlte und verließ den Saal.

Der Agent folgte ihm. Vor dem Kaffeehause hielt zufällig ein Fiaker. Morus angagirte den Kutscher, der beide Männer rasch nach dem bezeichneten Hause brachte. Bald war das Studierzimmer des Doctors erhellt. Die Magd mußte Champagner und zwei Gläser bringen.

— Trinken Sie! Trinken Sie! rief der Advocat. Sie sind krank, armer Mann! –

Cäsar goß den Schaumwein in die brennende Kehle.

— So, nun kann ich sprechen!

Der Advocat füllte sein Glas. Dann trat er in das Schlafkabinet, um Haustoilette zu machen. Er sprach dabei eine Entschuldigung aus und schützte vor, daß er sich vor Nässe wahren müsse. Cäsar zog ein kleines Papier aus der Tasche und schüttete den Inhalt desselben, ein weißes Pulver, in das Weinglas des Doctors.

— Es ist geschehen! flüsterte er, höhnisch lächelnd.

Dann warf er sich auf den Stuhl.

Morus, im Schlafrocke, trat ein und ließ sich dem Agenten gegenüber nieder.

— Zur Sache denn! Was läßt mir der Freund melden?

— Trinken wir! rief Cäsar. Mich dürstet und der Wein ist gut!

— Auf das Wohl des Bankdirectors!

— Er soll leben!

Beide leerten die Gläser. Morus füllte sie wieder.

— Herr Doctor begann Cäsar, Sie besitzen einen Wechsel, den der verstorbene Graf von Neumark auf Goßler ausgestellt hat ... so schreibt mir der Commissionsrath.

— Ja! was ist's damit?

— Ich soll das Papier zurückfordern und dem Kassirer der Fortuna übergeben. Der Commissionsrath glaubt Sie werden sich nicht weigern.

— Und wenn ich mich nun weigere? fragte der Doctor.

— Sie werden es nicht!

Cäsar ward immer dringender. Morus schöpfte Verdacht.

— Mir scheint, mein Herr, sagte er, daß Sie den Namen des Commissionsraths mißbrauchen. Bekennen Sie es, Sie kommen im Auftrage eines Andern. Vielleicht hat der Lieutenant von Neumark Sie bestochen. Wahren Sie sich; eine Erpressung wird schwer bestraft. Unsere Unterredung ist zu Ende!

Der lange Mann erhob sich.

— Ich kenne den Lieutenant nicht; aber ich kenne Auguste von Soden, deren Sie sich mit Hülfe des fal-

schen Wechsels bemächtigen wollen. Diesem Schurkenstreiche vorzubeugen bin ich gekommen.

— Wahnsinniger!

— Sie haben Recht, ich bin wahnsinnig; ein Fieber durchglüht meinen Körper ... dies hindert mich indeß nicht Ihnen zu sagen, daß Sie ein Teufel sind, der jeden sich ihm Nahenden in's Verderben stürzt. Sie haben den Hauptmann von Soden, Sie haben die Grafen von Neumark auf Ihrem Gewissen. Nun soll auch die arme Auguste Ihr Opfer werden. Drohen Sie mir nicht, es ist vergebens!

Morus wollte nach der Thür gehen; aber wie fest gebannt blieb er stehen. Er sah, daß Cäsar sich mit zitternden Händen auf den Tisch stützte und daß das Gesicht desselben eine grauenvolle Farbe annahm. Es war ersichtlich, daß der junge Mann mit heftigen Schmerzen kämpfte.

— Mir ist die Zeit kurz zugemessen, kürzer als ich gedacht habe! rief er dennoch mit fester Stimme. Kommen wir deshalb zum Abschluß. Sie sind kein gewöhnlicher Mensch, darum mußte ich zu außergewöhnlichen Maßregeln greifen, um Sie unschädlich zu machen, unschädlich für immer. Daß der Graf Constantin von Neumark zum Verbrecher geworden, ist Ihr Werk! Der Graf steht mir nahe ... erfahren Sie: ich bin sein Sohn!

Und der Sohn rächt den Vater! Ihr nächster Angriff soll die Gräfin treffen; ich stelle mich Ihnen entgegen ... die Hand, die sich zu neuen Verbrechen ausstreckt, wird erstarren.

Der Doctor zuckte zusammen. Er fühlte eine eisige Kälte durch seine Adern rieseln.

— Was soll das? stammelte er entsetzt. Ich bin der Mann nicht, der sich einschüchtern läßt.

Cäsar lachte wild auf. Dann rief er:

— Ich weiß es; man hält Sie auf dem Gebiete der Ränke für unbesiegbar, für allmächtig! Aber ich bin ein Schüler des Grafen und des Commissionsraths ... sehen wir zu, ob der Schüler seinen Meistern Ehre macht. Mein Herr, ich werde kaum noch zwölf Stunden zu leben haben ... der Tod nagt schon an meinem Herzen ... morgen werde ich nicht mehr die schützen können, denen ich Schutz gelobt habe. Darum muß es heute geschehen. Geben Sie den Wechsel zurück!

— Nein, tausendmal nein!

Morus sprang zu seinem Schreibtische und zog ein Dolchmesser aus dem Kasten, den er rasch öffnete.

— Man hat sich vorgesehen für den ersten Augenblick! rief er drohend. Und nun requirire ich Polizei.

Er wollte zum zweiten Male nach der Thür gehen.

— Bleiben Sie; ich strecke die Hand nicht aus, um Sie zu zwingen. Der Chemiker, der sein Fach versteht, kennt andere Mittel, um die Leute gefügig zu machen. Herr Doctor, in dem Weine, den Sie getrunken, war Gift!

Der Advocat stieß einen grellen Schrei aus.

— Nichtswürdiger! stammelte er, und das Messer entfiel seiner Hand.

— Sie können Ihr Leben retten ...

— Wie?

— Durch den Wechsel! Geben Sie mir das Papier, und Sie erhalten ein Gegengift, das seine Wirkung nicht verfehlt. Ich allein besitze dieses Mittel; kein Arzt kann es Ihnen reichen.

Morus zitterte wie vom Fieber geschüttelt.

— Betrüger! stammelte er. Es ist Einbildung ... Ich bin gesund ... Sie gaukeln mir Schrecken vor, die nicht existiren.

Cäsar warf sich auf den nächsten Stuhl.

— Warten wir noch zehn, nur noch fünf Minuten; dann werden Sie mir sagen, ob ich gelogen habe.

Der Advocat wollte eine gefüllte Wasser-Caraffe ergreifen; er schauderte zurück. Das Gift, das er genossen, äußerte die erste Wirkung. Er entfärbte sich, große Schweißtropfen erschienen auf seiner hohen Stirn.

— Bin ich ein Künstler? fragte Cäsar höhnend. Verspüren Sie, daß ich ein guter Chemiker bin? Auch mir frißt Gift an den Eingeweiden, Gift, das sein Werk bald vollbracht hat ...

— Warum retten Sie sich nicht? fragte der Advocat, der seine skeptische Natur nicht verleugnen konnte.

— Weil ich nicht leben will!

— Ungeheuer! stöhnte Morus.

— Sehen Sie dieses Fläschchen? Drei Tropfen seines Inhalts retten Sie! Die Juristerei feiert ihre Triumphe, aber auch die Chemie feiert sie. Entschließen Sie sich, ehe es zu spät wird. Jede Minute ist für Sie kostbar.

Morus war neben dem Sessel niedergesunken. Seine Hände hielten krampfhaft die Lehne umfaßt. Man sah, daß er immer noch mit sich kämpfte ... plötzlich sprang er auf. Er taumelte durch das Zimmer. Dann blieb er stehen.

— Mensch, rief er, retten Sie mich!

Eine Todesangst hatte sich seiner bemächtigt. Wild starrte er seinen Feind an, der ruhig auf dem Stuhle verblieb, wenigstens scheinbar ruhig. Das Furchtbare seiner Lage mußte ihm doch wohl einleuchten, er ballte die Fäuste und drohete. Von Schmerzen gepeinigt ließ er die Hände wieder sinken. Und Cäsar lächelte wie ein

Dämon, der sich an den Schmerzen des Gefolterten weidet. Wüthend erfaßte Morus das Messer, dessen polirte Klinge im Scheine der Lampe blitzte. Cäsar sprang zu dem Fenster, das er aufriß. Das Fläschchen emporhaltend rief er:

— Führen Sie noch eine Bewegung aus, so verschwindet das Mittel, das Sie retten kann.

— Ich werde nicht allein sterben!

— Ihr Messer, mein Herr, wird einen dem Tode Verfallenen durchbohren! Ich wiederhole Ihnen, das Leben gilt mir Nichts mehr! Stoßen Sie zu . . . Sie kürzen die Qualen eines Vergifteten ab und tödten Ihren Retter. Wählen Sie nicht so lange!

Der Doctor starrte einen Augenblick das entsetzlich verzerrte Gesicht seines Feindes an. Er würde die Vorgänge für ein Schauspiel gehalten haben, das List und Tücke aufführten, wenn ihn sein eigener Zustand nicht an die volle Wahrheit gemahnt hätte. Das Gift, er fühlte es, begann sein Zerstörungswerk. Wenn aber der Agent, der sich für einen geschickten Chemiker ausgab, gelogen hätte? Wenn das Rettungsmittel nicht wirkte, wenn es nur eine Verlockung wäre? Sein Stolz kämpfte mit dem Gedanken an die Demüthigung, die er durch eine Niederlage erleiden würde. Nach seiner Meinung hatten Auguste und Alphons diesen durchtriebenen Gauner abgesendet, um

den falschen Wechsel an sich zu bringen. Aber die Schmerzen, die heftiger wurden . . . der gräßliche Mensch, der drohend am Fenster stand . . . es mochte doch wohl kein Gaukelspiel sein. Und wie veränderten sich die Gegenstände um ihn her . . . das Licht erschien seinem Auge röthlich, das Zimmer kreis'te und der Boden schwankte unter seinen Füßen. Auch die großen Vögel auf dem Repositorium schienen sich zu bewegen, die Schmetterlinge in den Kästen zu flattern und die Möbel zu hüpfen. Dabei zog ein eisiger Frost durch das Mark des Advocaten, der heute zum ersten Male in die Hand eines Mächtigeren gefallen war. Das Nahen des Todes fühlte er; und doch war er darauf nicht vorbereitet. Die Lust zum Leben besiegte endlich alle Bedenken.

— Retten Sie mich! stöhnte er.

— Gegen den Wechsel!

— Hier ist er. Erlegen Sie den Betrag.

Morus hatte zitternd das Papier aus seinem Portefeuille genommen, das er stets bei sich trug. Er warf es auf den Tisch. Cäsar prüfte es, indem er der Lampe näher trat. Er hielt den Wechsel in den Händen, von dem er so oft gehört, das verhängnißvolle Papier, das des Unheils so viel angerichtet hatte. Rasch verbarg er es in seiner Brusttasche.

— Hier ist das Mittel, das Sie rettet, wenn es nicht schon zu spät ist!

Das Fläschchen stand auf dem Tische.

— Wenn es nicht schon zu spät ist? wiederholte Morus entsetzt.

— Versuchen Sie Ihr Heil.

— Abscheulicher!

— Nicht wahr, Sie haben Ihren Meister gefunden? Trinken Sie, trinken Sie doch!

Morus schwankte. Er wollte nach dem Klingelzuge an der Thür greifen; taumelnd sank er zu Boden. Cäsar neigte sich zu ihm hinab und zischte ihm in's Ohr:

— Das hat der Graf, mein Vater gethan! Er bezahlt die guten Rathschläge, die Sie ihm gegeben... Klagen Sie mich des Mordes an . . . die Justiz wird nur meine Leiche finden.

Cäsar hatte rasch und leise das Zimmer verlassen, das durch ein Vorgemach vom Corridor getrennt ward. Die Magd, die in einem Hinterstübchen sich aufgehalten, kam herbei, um dem Gaste die Treppe hinabzuleuchten. Erstaunt sah sie dem Manne nach, der wie ein Betrunkener auf die Straße hinausschwankte und in der Finsterniß verschwand.

— Die Herren müssen wacker gezecht haben! dachte

sie, die Thür schließend. Ich muß doch sehen, wie sich mein Advocat befindet, der sonst musterhaft mäßig ist.

Die Bewohner des Hauses hatten sich längst zur Ruhe begeben; in den weiten Räumen herrschte eine tiefe Stille. Lisette hüpfte leichtfüßig die Treppe hinan. Sie schloß die Thür des Vorsaales. Kaum hatte sie den Corridor betreten, als gewaltsam die Glocke gezogen ward; sie stieß einen kurzen, schrillenden Ton aus.

— Ah, dachte die Magd, das ist ein böses Zeichen! So hat mein mäßiger Herr noch nie geklingelt. Sehen wir zu ob er sich wohler befindet als der Gast, der aller Wahrscheinlichkeit nach schon ein Ruheplätzchen auf dem harten Straßenpflaster gefunden haben wird.

In dem Vorzimmer setzte sie ihre Lampe auf den Tisch. Schlau lächelnd öffnete sie die Thür und trat ein. Der Advocat lag in der Mitte des Zimmers am Boden.

— Herr Doctor, Herr Doctor, rief Lisette, Sie müssen in sehr angenehmer Gesellschaft gewesen sein, daß Sie des Guten zu viel gethan! So lustig habe ich Sie noch nie gesehen. Stehen Sie auf, ich werde Sie zu Bett bringen.

Morus bewegte sich nicht.

— Der arme Mann hat viel getrunken! dachte die

staunende Magd. Er ist völlig besinnungslos. Und wie er aussieht!

Rathlos stand sie da; sie wußte nicht, wie sie den Regungslosen fortschaffen sollte. Da erblickte sie das Messer, das zwei Schritte von dem Advocaten am Boden lag. Sie erschrak. Sollte ein Verbrechen verübt sein? Der bleiche Gast, der taumelnd auf die Straße gestürzt war, das große Messer, das sie noch nie gesehen hatte, der leblose Advocat ... Alles sprach dafür. Lisette war ein muthiges Mädchen. Rasch neigte sie sich und rüttelte den todtbleichen Mann.

— Mörder! murmelte er dumpf mit aller Anstrengung, deren er noch fähig war.

— Großer Gott!

— Ich sterbe!

— Wer war der Mann, der so eben fortging?

— Der Agent Cäsar ... hole den Medicinalrath Grotius! Er wohnt in unserer Nähe ...

— Ich kann Sie doch nicht allein lassen?

— Wasser! Wasser!

Lisette holte die Karaffe und tränkte den Verschmachtenden. Dann erhob er sich und schleppte sich mühsam zu dem Sopha, auf dem er niedersank. Ihn fror. Seine Zähne klapperten, seine Glieder bebten. In den Händen machte sich ein krampfhaftes Zucken bemerkbar. Eine

aschgraue Farbe bedeckte das Gesicht des Leidenden. Die goldene Brille war herabgesunken. Das Auge des Doctors sah gräßlich aus. Die Pupille desselben hatte sich erweitert, es schien aus den Höhlen heraustreten zu wollen. Kalter Schweiß rieselte in großen Tropfen von der bleichen Stirn.

— Ich bin vergiftet! rief der Kranke mit Anstrengung.

Dann sank er zuckend in das Kissen zurück und lag wie leblos, die Hände in das Polster krallend.

Lisette eilte zu dem Arzte, mit dem sie eine Viertelstunde später zurückkam. Während der Medicinalrath sich mit dem Leidenden beschäftigte, starb dieser unter gräßlichen Qualen. Als der Morgen dämmerte, war eine Commission des Criminalgerichts beschäftigt, den Thatbestand aufzunehmen. Die Sachen des Doctors, der in einem Kämmerlein auf Stroh lag, wurden gerichtlich versiegelt.

Wir berichten nun, wie Cäsar seine Mission vollendet.

Ein feiner Regen, der den letzten Gewitterwolken entquoll, netzte das Haupt des jungen Mannes, der ohne Hut durch die Straßen eilte. Die Kühlung that ihm wohl und trug dazu bei, daß er das Haus der Witwe von Soden erreichen konnte. Er kannte die Wohnung

der Freundin seiner Agnes genau; auch wußte er, daß Christine, Burgers Gattin, hier wohnte. Seine bebende Hand konnte den Klingelzug nicht finden, sie klopfte an die Thür. Die Bewohner lagen im ersten Schlafe. Cäsar wiederholte das Klopfen. Da ward in dem zweiten Stocke ein Fenster geöffnet und eine Frauenstimme fragte, wer Einlaß begehre. Christine zeigte sich, die noch spät an einer Stickerei arbeitete, deren Ablieferung sie für den folgenden Tag versprochen hatte.

— Oeffnen Sie! bat der späte Gast.

— Suchen Sie mich? fragte Christine, die wissen wollte, wer Einlaß begehrte.

— Wer sind Sie denn?

— Christine Burger.

— Beeilen Sie sich . . . Sie sind die rechte Person. Burger, Burger . . . ich kenne Sie. Ihnen darf ich mich anvertrauen, denn das Papier, das ich bringe, rettet die Ehre Ihres verstorbenen Mannes. Zögern Sie nicht . . . im Namen Gottes! das Papier schwebt in Gefahr

Und Christine zögerte auch nicht, als sie den Namen des geliebten Gatten gehört hatte, zu dessen Ehrenrettung sie schon so viel gethan. Sie würde sich der größten Gefahr ausgesetzt haben, um über die letzten Vorgänge in Wiborn Licht zu erhalten. Nach zwei Minuten schob sie

den Riegel von der Thür zurück und trat auf die Schwelle. Cäsar saß zusammengekauert auf der Steintreppe. Bei dem Scheine der Lampe erkannte er die junge Frau, die ihn bestürzt anblickte.

— Kennen Sie mich? fragte er.

— Nein.

— Ich bin Balduin, der angebliche Neffe des Schreibers Jonas.

Christine stieß einen leisen Schrei aus.

— Was wollen Sie?

— Hier ist der Wechsel; geben Sie ihn Auguste von Soden, die seiner dringend bedarf.

Die junge Frau wußte schon darum; Auguste hatte sich ihr anvertraut. Hastig ergriff sie das Papier.

— Ein Sterbender liegt zu Ihren Füßen, fuhr er stammelnd fort ... klagen Sie Jonas der Brandstiftung an ... ich habe Agnes Alles bekannt ... wenn Sie mein Zeugniß finden, werde ich vor Gott stehen. Der Inspector war ein Ehrenmann ... das Hauptbuch, das fehlt, finden Sie in dem nördlichen Winkel des großen Gewächshauses ... ich habe es vergraben, weil ich dem Schreiber nicht trauete ... Burgers Ehre ist gerettet, sie ruht unter dem großen Steine, der die Aloe trägt ... Was ist das? Schritte in der Straße kommen näher ... Ich muß fort ... der Advocat Morus hat mich vielleicht

angeklagt . . . noch habe ich einen Weg zu machen, der nicht unterbleiben darf.

Er raffte sich empor und verschwand in der Finsterniß

Christine wollte ihm nachrufen; sie unterließ es, als sie eine Militairpatrouille vorbeimarschiren sah. Sie schloß die Thür und eilte in ihr Stübchen zurück. Betend sank sie an dem Bette der schlummernden Tochter nieder.

— Die Ehre Deines Vaters ist gerettet! rief sie leise. Armes, armes Kind! Es giebt einen Gott, der zu Gericht sitzt und die Gewissen der Sünder weckt! Der Name des Herrn sei gepriesen . . . Amen!

Sie arbeitete die ganze Nacht hindurch. Der Lohn ihrer Mühe sollte zu der Reise nach Wiborn verwendet werden.

Dieselbe Patrouille, die Christine gesehen, fand den Agenten in der nächsten Straße; er lag sterbend auf dem Pflaster. Man trug ihn fort. Unter dem Thore des Hospitals hauchte er sein Leben aus. Die Diener des Criminalgerichts, die man nach Lisette's Aussage zur Verfolgung abgesandt, fanden die Leiche des jugendlichen Verbrechers.

Neuntes Kapitel.

Schluß.

In der Residenz verbreitete sich das Gerücht, der Director der Fortuna sei verschwunden und mit ihm ein großer Theil der deponirten Gelder und Werthpapiere. Auch Goßler kam dieses Gericht zu Ohren. Bestürzt eilte er zu seinem Freunde, dem Justizrathe. Brand bestätigte nicht nur die Kunde, er fügte auch hinzu, daß der Commissionsrath von seinen Privatbesitzungen in der Eile verkauft habe, was irgend zu verkaufen gewesen. Er bewies es durch Briefe, die ihm die letzte Post gebracht.

— Was wird aus mir? fragte Goßler. Ich bin ein ruinirter Mann.

— Du bist es nicht. Als Dein Generalbevollmächtigter habe ich, der stets die Anstalt mit Mißtrauen betrachtet, den Theil der Kapitale zurückgezogen, der am leichtesten zu erlangen war. Außerdem mache ich einen Punct in dem Verkaufs=Contracte geltend, wonach der Handel, Wiborn betreffend, annullirt ist, wenn die Hälfte der Kaufsumme an einem bestimmten Tage nicht erlegt ist. Frage mich nicht um die Einzelheiten des Manövers,

das ich mit dem schlauen Jäger ausgeführt . . . büßest Du auch bei dem unausbleiblichen Concurse einen Theil Deiner Kapitale ein, so bleibt Dir doch Wiborn. Jäger ist durch Papiere, die in der Hinterlassenschaft des Doctors Morus vorgefunden, arg compromittirt; das hat der Schlaue, der heimlich noch einmal in der Stadt gewesen sein soll, gemerkt und das Weite gesucht. Gelingt es dem Telegraphen, den Flüchtling zu fassen, so ist das Zuchthaus das letzte Asyl unsers gemeinschaftlichen Freundes. Die Angelegenheiten der Fortuna gehen ruhig den gesetzlichen Weg; wir haben nun Deine Familienangelegenheiten in's Auge zu fassen und zu ordnen.

Goßler war beruhigt. Kopfschüttelnd murmelte er:

— Jäger war ein Schurke; aber ich wünsche ihm glückliche Reise. Wie man sich doch in den Leuten täuschen kann! Freund, die Ehre muß in unserer Zeit nur noch ein unbedeutendes Ding sein; sie verschwindet, sobald das Geld sich zeigt.

— Natürlich! rief der Advocat. Die Leute arbeiten nicht der Ehre, sondern des Geldes wegen. Wahre Ehrenmänner sind selten wie Meisterwerke. Doch, moralisiren wir nicht; bleiben wir bei unseren Geschäften. Hier ist die Acte, wonach der Graf Neumark von seiner Frau geschieden ist.

— Wie, rief Goßler, die Geschichte ist schon zu Ende?

— Mit Gelde läßt sich Alles machen; Banknoten beschleunigen auch einen Scheidungsprozeß. Ueberbringe Du der Gräfin dieses Papier und statte ihr meinen Glück-

wunsch ab. Herr Constantin von Neumark wird schon das Weite gesucht haben ...

— Ohne Geld?

— Nein; die Gräfin hat ihm zehntausend Thaler angewiesen, die ich ihm ausgezahlt. Abgemacht! Nun habe ich auch Deine Haushälterin besucht, die schwer krank im Hospitale liegt. Sie hat mir eingestanden, daß das Codicill, das sie Dir überreicht, ein Falsificat Jägers sei.

— Aber das Siegel meines Vaters?

— Hat Frau Senk Dir gestohlen. Das Schriftstück hat Morus angefertigt, wie ich vermuthe, der ein Meister in der Nachahmung von Handschriften war. Das echte besitze ich; es kommt von der Witwe Burger.

Der Rentier schlug sich mit der Hand an die Stirn.

— Bin ich denn so beschränkt gewesen, rief er, daß ich den Plan des Nichtswürdigen nicht durchschauen konnte? Mein Gott, wie gräßlich geht es zu auf Deiner Erde! Geld und immer Geld macht die Menschen zu Verbrechern!

— Höre weiter. Deinem Vater ist eine Summe Geldes gestohlen, deren Verlust er entdeckte, nachdem Friederike mit ihrem Manne abgereis't war?

— Ja. Wir hatten den Grafen im Verdachte.

— Die reuige Wirthschafterin hat gebeichtet, daß sie das Geld gestohlen ...

— Entsetzlich!

— Sie hat es dem Commissionsrathe für die Fortuna übergeben; hier ist der Depositenschein, den ich von

der Kranken empfangen habe. Als ich ihr sagte, die Fortuna sei bankerott, antwortete sie: ich gräme mich nicht darüber, mein Sohn ist todt, für den ich das Verbrechen begangen habe. Sie meinte aber, sie habe das Geld wohl verdient, da sie das Codicill Deinem Vater zurückgegeben, das ihr Mann, da er krank gelegen und immer auf Genesung gehofft, nicht abgeschickt habe. Er sei darüber gestorben. Auf meine Frage, ob sie von einem jungen Mädchen, das Charlotte heiße, gehört, erhielt ich die Antwort: sagen Sie Herrn Goßler, daß der Pastor Franke diese Charlotte als seine Tochter erzogen und später einem Officier, einem Herrn von Soden, angetraut habe, der sich kürzlich erschossen hat. Ich weiß das von meinem Manne, habe aber geschwiegen, weil ich nicht wollte, daß die Tochter des Pfarrers erben sollte. Jetzt ist mir Alles gleichgültig. Goßler hat schlecht an mir gehandelt." Das weiß ich von Frau Senk, die nun wohl das Zeitliche gesegnet haben wird, da der Arzt sie aufgegeben. Ich ging zu der Witwe des Hauptmanns von Soden. Diese ist die echte Charlotte, sie hat es durch Documente des Pfarrers bewiesen. Als ich sie anredete, erschrak sie. Bald aber gewann ich ihr Vertrauen und sie gestand, daß sie sich nie entdeckt haben würde, weil sie ihren Pflegevater nicht habe compromittiren wollen, der gegen Abtretung einer Wiese für die Kirche den falschen Todtenschein ausgestellt. Morus habe Kenntniß von dem Falle gehabt und mit Anzeige gedroht, wenn ihre Tochter Auguste ihm nicht die Hand reiche. Nun aber liebt Auguste den jungen Grafen von Neumark, den Morus durch den

falschen Wechsel Deines Schwagers gezwungen hat, die Entlassung aus dem Heere zu nehmen . . .

— Durch meinen Wechsel? Ich habe das Papier dem Commissionsrathe gegeben . . .

— Und dieser dem Doctor. Beide Subjecte waren Spießgesellen. Dir bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit, den Streich, den Dein Vater aus Habgier begangen, im vollsten Maaße auszugleichen: Der Sohn Deiner Schwester heirathet die Tochter Charlotten's und Du giebst dem jungen Paare Wiborn, an das die Mütter der Neuvermählten gerechte Ansprüche haben. Will die geschiedene Gräfin noch etwas thun . . . desto besser. Alphons ist der Sohn ihres Schwagers, Auguste ist die Tochter ihrer Halbschwester . . . der Zufall hat hier eine Lösung gefügt, die der scharfsinnigste Jurist nicht besser erfinden kann. Mag die Ehre also gut machen, was das Geld verbrochen hat.

— Es sei! rief Goßler. Aber rette Wiborn.

— Und Du, mein Freund, vergiß die Witwe Burger nicht, der Du Ehrenerklärung und reiche Belohnung schuldig bist.

Der alte Justus hatte seiner Herrin Alles, was er geheim gehalten, entdeckt. Die Gräfin wußte, wer Auguste war und diese hatte die reiche Dame zu der Mutter geführt, die ihre Halbschwester mit Thränen empfing. Die Erörterungen, die zwischen beiden Frauen stattfanden, ergaben, daß der Pfarrer die kleine Charlotte in seinem Hause sicherer glaubte als bei Frau Goßler, die, eine

ungebildete und energische Bäuerin, das zarte Kind mißhandelte. Der Schulmeister Senk hatte, natürlich gegen eine bedeutende Entschädigung, den Todtenschein des Kindes besorgt und den Namen des Pfarrers gemißbraucht. Als Franke das Falsum entdeckte, ließ er sich durch die Wiese zur Nachsicht bewegen, nahm aber das Kind in sein Haus. Später aber schützte er die liebgewonnene Tochter dadurch, daß er den Grafen und Justus, die beide von Zeit zu Zeit Erkundigungen einzogen, auf die Frau des Schulmeisters hinwies. Es war dies ein Mystification, die Justus dahin zu erklären suchte, daß Franke Karl Biber in dem Grafen erkannt hatte. Ein anderer Grund ist nie bekannt geworden. Der alte Goßler hatte sich später gesträubt sein Wort zu halten und dadurch war die Feindschaft zwischen ihm und dem Pfarrer entstanden, der dann seine Tochter an einen Herrn von Soden verheirathete und so sein aus übertriebener Milde hervorgegangenes Verschweigen eines Betrugs, zumal da Senk gestorben war, als ausgeglichen wähnte. Der alte Herr war der Ansicht, Alles was geschieht, geschieht mit dem Willen Gottes. Wir haben diese Ansicht auch bei dem alten Goßler wiedergefunden. Näheres ist über die Verhältnisse der beiden Verstorbenen nie bekannt geworden, wenn auch alle betheiligten Personen voraussetzten, daß der Schulmeister nicht ganz ohne Wissen seines Pfarrers gehandelt habe.

Auguste brachte der Gräfin das von Cäsar ihr übergebene Packet. Sie fügte hinzu, daß Agnes den jungen Mann geliebt habe, erzählte den Anfang der Liebesge-

schichte und versicherte, daß sie es nicht habe über sich gewinnen können, die Bestellung an Agnes auszurichten, als sie von Alphons den Lebenswandel des auf der Straße Gestorbenen erfahren habe. Die erstaunte Mutter öffnete das Packet.

— Mein Tagebuch! rief sie. Es ist mir auf unerklärliche Weise abhanden gekommen. Die Aufzeichnungen, Wiborn betreffend, habe ich nach Nachrichten eingetragen, die mir durch die alte Dorothee zugegangen, eine Verwandte meines Dieners. Ich habe sie nie vervollständigen können.

Ein Brief an Agnes enthielt ein reuiges Bekenntniß Cäsar's. Er klagte sich eines leichtsinnigen, abenteuerlichen Lebens an und glaubte darin die gerechte Strafe zu erblicken, daß er erfahren, er sei der Sohn des Grafen Constantin von Neumark. „Du bist vor einem großen Unglück bewahrt, schloß er; ich habe meinem traurigen Dasein durch Gift ein Ende gemacht."

Die Gräfin ließ Agnes eine Zeit lang in dem Wahne, daß Cäsar wiederkehren werde. Auguste übernahm dabei die Rolle einer Vermittlerin. Bald aber sagte man ihr behutsam die Wahrheit und als man ihr den Brief Cäsar's gab, warf sie sich in die Arme der Freundin, ausrufend: „ich habe ihn stets mit einem unerklärlichen Gefühle von Angst geliebt! Hättest Du mich doch früher aufgeklärt!"

Alphons trat nicht wieder in die Armee; er führte, wie der Justizrath vorgeschlagen, seine Braut als Gattin heim und bezog Wiborn, das man dem Concourse ent-

zogen hatte. Friederike versöhnte sich um so lieber mit dem Bruder, als sie ihn für den Schöpfer des Glücks hielt, dessen ihr einziger Sohn theilhaftig geworden. Als Christine dem Rentier das Hauptbuch brachte, sagte dieser gerührt: „Den braven Burger kann ich Ihnen nicht zurückgeben; hier aber ist ein Kapital, von dessen Zinsen Sie leben können. Wäre der tückische Jonas nicht gestorben, ich würde ihn gebührend bestrafen lassen."

Fortan umschlang ein Band der Freundschaft die Familie, die so lange getrennt gewesen. Goßler fühlte sich verjüngt in dem Umgange mit der Gräfin, die ihn als einen treuen, ergebenen Freund schätzte. Friederike bewohnte ein Zimmer in der Curie, Eberhardt blieb in der Residenz und genoß nun erst die Freuden der großen Stadt. Agnes, die junge Gräfin, die von ihrer Krankheit völlig genesen, fand ein Jahr später ihr Glück in der Liebe . . . sie reichte demselben Officier die Hand, der sich ihrem Vetter Alphons in den Tagen der Noth als einen treuen Freund gezeigt hatte. Von dem Grafen Constantin und dem Commissionsrathe hat man nie wieder gehört.

Ende.